

Norbert Dennerlein/Udo Hahn (Hg.)

Das Beten – Herzstück der Spiritualität

Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

ISBN 3-9809127-8-9

© Lutherisches Kirchenamt, Hannover 2005

Alle Rechte vorbehalten

Umschlaggestaltung: Reichert dtp+design, Dormagen

Satz: Sabine Rüdiger-Hahn, Sehnde

Druck: Breklumer Druckerei, Breklum

www.velkd.de

Printed in Germany

Inhaltsverzeichnis

Vorwort	7
Die Schwachheit und die Kraft des Betens Fulbert Steffensky	9
„...betet ohne Unterlass...“ – Wie Menschen das Herzensgebet neu entdecken Marianne und Heinz Behnken	33
Das Beten – Herzstück der Spiritualität Ein Podiumsgespräch zum Thema	47
Das Vaterunser	55
Geheiligt werde dein Name Karl-Matthias Siegart	57
Dein Reich komme Ilse Morgenroth	61
Dein Wille geschehe Burckhard Kindler	65
Unser tägliches Brot gib uns heute Collon Holloway	71
Vergib uns unsere Schuld Werner Luttermann	73
Führe uns nicht in Versuchung Henning Schulze-Drude	77
Erlöse uns von dem Bösen Marc Seiwert	83

Anhang

Das Beten – Herzstück der Spiritualität

Entschließung der Generalsynode der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche Deutschlands 87

Helfen Gebete?

Hermann Beste 91

Herausgeber, Autorinnen und Autoren

95

Vorwort

Christsein und Beten gehören untrennbar zusammen. Für Martin Luther war das ganz selbstverständlich: „Man kann einen Christen ohne Gebet ebensowenig finden wie einen lebendigen Menschen ohne Puls.“ Andererseits ist unverkennbar, dass nicht wenige Menschen Schwierigkeiten haben zu beten. Ihnen spricht der Apostel Paulus aus dem Herzen, wenn er sagt: „Wir wissen nicht, was wir beten sollen“ (Römer 8,26). Und die Jünger Jesu verlangten: „Herr, lehre uns beten“ (Lukas 11,1).

Beten ist keine Kunst, sondern Handwerk, das man lernen kann, hat Fulbert Steffensky einmal formuliert. Beten heißt: von mir weg sehen, nicht alles von mir selbst erwarten. Beten braucht ein Gegenüber: Gott. Und jeder Mensch ist von ihm nur ein Gebet weit entfernt. Der kürzeste Gebetsruf lautet: „Gott“ oder „Jesus“ oder „Christus“.

„Das Beten – Herzstück der Spiritualität“ – unter diesem Thema stand vom 15. bis 19. Oktober 2005 die Generalsynode der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche Deutschlands (VELKD) in Klink b. Waren a. d. Müritz. Die öffentliche Beschäftigung mit Fragen der Frömmigkeitspraxis ist ein Wagnis. So empfinden viele Menschen, dass Beten etwas Persönliches, ja Intimes ist, was sich der Debatte in einer Synode entzieht. Andererseits brauchen wir heute das Eintreten für den christlichen Glauben in der Öffentlichkeit – auch und gerade bei den Fragen nach Spiritualität.

Indem sich die Generalsynode mit dieser Thematik befasste, will sie ausdrücklich Mut machen zum Gebet. Von diesem Tenor ist auch eine einstimmig angenommene EntschlieÙung (s. S. 87) geprägt, die ein Zeichen gegen den Traditionsabbruch setzen will. Inspirieren lieÙen sich die Kirchenvertreterinnen und -vertreter durch Vorträge von Fulbert Steffensky sowie von Marianne und Heinz Behnken. Der vorliegende Band dokumentiert die genannten Texte sowie eine Auslegung

der Bitten des Vaterunsers durch Mitglieder und ökumenische
Gäste der Generalsynode.

Hannover, im Dezember 2005

Dirk Veldtrup
Präsident der Generalsynode der Vereinigten Evangelisch-
Lutherischen Kirche Deutschlands (VELKD)

Die Schwachheit und die Kraft des Betens

Fulbert Steffensky

Ich rede über das Gebet. Es ist die köstlichste Nutzlosigkeit, die unser Glaube kennt. Dass das Gebet sich nicht durch seinen Nutzen rechtfertigt, dass haben wir wahrscheinlich alle schon bitter am eigenen Leib erfahren. Ich vermerke, dass ich im Verlauf dieses Vortrags nicht nur über das private Gebet rede, sondern auch über den Gottesdienst und seine Gebete. Und vor aller Überlegung will ich einen Satz von Dorothee Sölle stellen, den sie in ihrem letzten Vortrag vor ihrem Tod gesagt hat: „Wir beginnen unsere Suche nach Gott nicht als Suchende, sondern als schon Gefundene.“ Das ist der Grund einer großen Lebensheiterkeit, wenn wir uns in unseren religiösen Versuchen als Fragment, als lächerlich ungenügend erkennen: „Wir beginnen unsere Suche nach Gott nicht als Suchende, sondern als schon Gefundene.“

Man kann nicht über das Gebet reden, ohne von Gott zu reden, zu dem wir beten. Wer ist dieser Gott? Was ist das Gebet? Wer sind wir als Betende? Ich versuche, dies zu sagen mit der Hilfe eines Gedichts der chilenischen Dichterin Gabriela Mistral. Wenn man alt geworden ist, hat man so etwas wie einen pneumatischen Bauchladen, in dem man alles Mögliche gesammelt hat; ein schönes Lied, einen schönen Vers, ein schönes Gedicht. In meinen Bauchladen gehört dieses Gedicht. Ich zitiere es bei allen passenden und unpassenden Gelegenheiten. Aber es passt in diesem Fall, das Gedicht. „Scham“ ist es überschrieben.

Wenn du mich anblickst, werd' ich schön,
schön wie das Riedgras unterm Tau.
Wenn ich zum Fluss hinuntersteige,
erkennt das hohe Schilf mein sel'ges Angesicht nicht mehr.

Ich schäme mich des tristen Munds,
der Stimme, der zerriss'nen, meiner rauen Knie.
Jetzt, da du mich, herbeigeeilt, betrachtetest,
fand ich mich arm, fühlt' ich mich bloß.

Am Wege trafst du keinen Stein,
der nackter wäre in der Morgenröte
als ich, die Frau, auf die du deinen Blick geworfen,
da du sie singen hörtest.

Ich werde schweigen. Keiner soll mein Glück
erschaun, der durch das Flachland schreitet,
den Glanz auf meiner plumpen Stirn nicht einer sehen,
das Zittern nicht von meiner Hand ...

Die Nacht ist da. Aufs Riedgras fällt der Tau.
Senk lange deinen Blick auf mich.
Umhüll mich zärtlich durch dein Wort.
Schon morgen wird, wenn sie zum Fluss hinuntersteigt,
die du geküsst, von Schönheit strahlen.

Wen kennzeichne ich mit diesem Gedicht – das Gebet, die Betenden oder Gott? Ich möchte Gottes Stimme zuerst aus diesem Gedicht hören. Er ist das erste Wort, er ist der erste Bettler, er ist der erste, der erhört werden will, weil er der größere Liebende ist, der größere Liebhaber ist. Ein Erhören übrigens – ein Wort aus der Sprache des Gebetes und ein Wort aus der Sprache der Liebe! Im Anfang war kein stummer, in sich selbst verliebter Gigant; kein Narziss, der sich in der eigenen Schönheit sonnte. Der Grund der Dinge ist Sprache, ist Wort, das ins Leben zieht; ist Verständnis, ist Gehör, ist Gebet. Der Anfang und der Grund ist die Bedürftigkeit Gottes, der so wenig mit sich selber auskommt, wie ein Liebhaber nicht mit sich selbst auskommt. Je geistiger ein Wesen ist, um so bedürftiger ist es. Vielleicht bettelt auch Gott: Umhüll' mich zärtlich durch dein Wort! Gott, der größte Liebhaber und der, der geliebt werden will. Es ist ein frem-

der Gedanke bei uns inzwischen geworden, Gott zu lieben. Gott ist Gebet, er ist nicht stumme Verschlossenheit. Sein Mund fließt über wie der Mund eines Liebhabers. Im Anfang war das Wort, das Wort zieht ins Leben und ins Licht.

Ich spreche von Gott in Bildern, die wir von uns Menschen kennen. Ich sage, dass Gott hört, erhört, dass er liebt, der Liebe bedürftig ist, dass er sieht und fühlt. Ich spreche in der Sprache der Menschen von einem personalen Gott. Zugleich weiß ich, dass all unsere Bilder ungenügend sind und sich nie ganz vor dem Verbot der Bilder rechtfertigen können. Aber die personale Sprache und Gott als Person zu verstehen, ist das Tiefste an Sprache und Auffassung, das uns als Menschen möglich ist. Manchmal scheuen Christen die personale Sprache und Anrede Gottes. Aber sie ist das Beste, was wir haben, selbst wenn sie, wie jede Sprache, vor dem Geheimnis des Lebens ungenügend ist. Jedenfalls kann ich nicht zu einer Energie oder zu einer Kraft beten. Da bete ich lieber zu dem, der ein Herz hat, der Augen hat, der Ohren hat und der Arme hat, uns Menschen zu bergen. Man schämt sich auch immer der geringen Sprache, die man hat. Aber Gott hat uns nicht mehr gegeben. Höchstens das Schweigen ist noch die bessere Sprache. Und das ist die Frage an uns als Betende, an die Kirche als Betende, ob durch all unsere Gebete etwas von dem Schweigen durchscheint, aus dem die Worte wachsen sollen: *„Gott ist gegenwärtig, alles in uns schweige!“* Wir haben das Schweigen verlernt. Wir haben es verlernt in unseren Gottesdiensten, in unseren Versammlungen und in unseren Räumen. Schweigen heißt nicht nur, still sein und nicht reden. Das Schweigen hilft dem Wort, wahrhaftig zu werden. Wir sind freier geworden in unseren liturgischen Gebeten, in der Gestaltung unser Gottesdienste. Das ist gut so, alles soll möglich sein, aber nicht zufällig und beliebig. Unsere spirituelle Phantasie kann auch an religiöser Schwatzhaftigkeit ersticken. Kargheit, Langsamkeit, Leere regen die meditative Phantasie an. Häufung trocknet meditative Phantasie aus, auch die Häufung der Worte, die Häufung von Gesten. Die Häufung von Worten verhindert Verdichtung. Geplapper und Intensität

schließen sich aus. Eine Kirche sollte auch ein „leerer Raum“ sein, ein Gottesdienst sollte auch ein leerer Raum sein, ein karger Raum. Erst das macht Sprache möglich.

Ich habe noch einen anderen Grund, das Schweigen und die Kargheit unserer Räume im Gottesdienst einzufordern. Kirchen sind Orte der Anbetung. Anbetung hat als höchsten Ausdruck das Schweigen. Gerhard Tersteegen hat das richtig erkannt:

Gott ist gegenwärtig, lasset uns anbeten
und in Ehrfurcht vor ihn treten.
Gott ist in der Mitte, alles in uns schweige
und sich innigst vor ihm beuge.

Anbetung ist ein Fremdwort geworden in unserer Theologie und in unserer Frömmigkeitspraxis. Ich vermute, dass die Skrupellosigkeit, mit der wir mit der außermenschlichen Natur und mit uns selber umgehen – mit dem Wasser, der Atemluft unserer Kinder, mit den Bäumen und mit den Tieren – etwas zu tun hat mit dem Verlust des Wortes Anbetung und mit der Sache, die damit gemeint ist. Je mehr wir Gott verlieren, um so mehr werden wir uns selber Objekte der Anbetung. Sind unsere Kirchen Räume der Anbetung? Atmen unsere Gottesdienste den Geist der Anbetung? Anbetung soll kein Kastrationsbegriff werden, durch den alles andere in der Kirche verboten oder gedämpft wird. Ich will, dass unsere Kirchen Räume der Freiheit, der Revolte, des Witzes, der Schönheit werden, aber auch Räume der Anbetung.

Gott ist der erste Beter, weil er das erste Wort der Sehnsucht spricht. Wer sind wir als Betende, was ist das Gebet? Das Gebet ist die Selbstausslieferung des Menschen an das Geheimnis des Lebens. Es ist kein Mittel, etwas zu erlangen. Es ist die Selbstausslieferung des Menschen an das Geheimnis des Lebens. Im Gebet sind wir am meisten die, die wir sein sollen;

die, die nicht auf sich selbst bestehen, die sich aussagen in den Grund der Welt. Wir werden im Gebet ein Gleichnis Gottes: Wir genügen uns nicht selbst, wir suchen unsere Schönheit nicht in uns selber, wir hüllen uns nicht ein in die eigene Wärme. „Umhüll’ mich zärtlich durch dein Wort!“ sagen wir mit dem Gedicht. Wir erkennen unsere eigene Schönheit und Würde im Blick Gottes. „Wenn du mich anblickst, werd’ ich schön, schön wie das Riedgras unterm Tau.“

Das Gebet ist der höchste Ort der Passivität; des Verzichts darauf, sein eigener Liebhaber und Schönfinder zu sein. Es ist die Passivität, die sich nicht wehrt gegen den Blick, der uns schön und reich findet. Im Gebet weiß ich, dass ich nicht mein Selbsterbauer und Selbstrechtfertiger bin. Ich sage mich aus, ich überliefere mich dem Blick der Güte. Im Gebet hat man aufgehört, etwas für sich selbst vorzubringen – eine Rechtfertigung, eine Entschuldigung, ein Argument, eine vorweisbare Stärke. Die Annahme der Gnade Gottes, die Annahme seines Blickes der Güte ist nicht eine Sache des theologischen Verstandes, sondern des Gebets.

Vielleicht können wir uns nur selbst ertragen, mit uns selbst auskommen, indem wir im Gebet wegschwimmen in den Blick der Güte. Vielleicht können wir nur dann ruhig, stark und lebensgewiss sein, wenn wir nicht gezwungen sind, nur wir selber zu sein; wenn wir wissen, dass wir sind, weil wir angesehen sind. Wenn wir wissen, dass wir die sind, als die wir angesehen sind.

Das Gebet ist der höchste Ort der Passivität; der Ort der Wehrlosigkeit, an dem wir uns selber verlassen und uns unter das Gericht der Güte stellen. Man hat kein Argument im Gebet, man hat kein Rühmen mehr, nicht einmal ein Verdammungsurteil über uns selbst. Das Gebet ist die eigentliche Form der Selbstentsagung. Man führt sich vor dem Blick Gottes nicht an, man führt sich nicht auf. Und wiederum Gerhard Tersteegen, er gehört in meinen pneumatischen Bauchladen:

Wir entsagen willig allen Eitelkeiten,
aller Erdenlust und Freuden.
Da liegt unser Wille, Seele, Leib und Leben
Dir zum Eigentum ergeben.
Du allein sollst es sein, unser Gott und Herr.
Dir gebührt die Ehre.

Das ist eigentlich nicht als eine moralische Haltung zu verstehen; es ist eher eine Form absoluter Handlungslosigkeit, die Aufgabe eines jeden Selbststandes, eine Aufgabe, die unsere Freiheit fördert.

Alle Gebete sollten etwas von dem Schweigen durchscheinen lassen, dass das Wesen jener Wehrlosigkeit und Passivität ist. Wachsen im Gebet, heißt auch, Wachsen ins Schweigen, bis wir vielleicht nur noch drei, vier Worte finden, vielleicht nur noch ein Bild; vielleicht brauchen wir irgendwann einmal kein Bild und kein Wort mehr. Sich ergeben als die Grundgeste des Gebets: Alles in uns schweige!

Was uns am meisten zum Beten befähigt, ist das Wissen, dass wir nicht selber die Meister unserer Sprache und unserer Gebete sein müssen. Wir sind nicht nur von uns selbst besetzt, und in unserem Inneren hausen wir zum Glück nicht allein. Der Geist wohnt in uns: die vielen Aussagen; der Geist in uns, Christus in uns, wir im Geist, wir in Christus (Römer 8,11). Unsere Gebete gelingen uns nicht aus der eigenen Stärke, sondern der in uns wohnende Geist vertritt uns mit unaussprechlichem Seufzen (Römer 8,26). Christus in uns, der Geist in uns.

Es gibt Enteignungen und Besetzungen, die den Menschen von sich selber fortreißen, seine Freiheit, seine Gedanken, seine Lieder zerstören, sodass er nur noch mit fremder und mechanischer Stimme reden kann. Nicht das meinen die vielen Christus-in-uns-Formeln, die Geist-in-uns-Sätze. Sie sprechen vom mystischen Austausch der Liebe, und so sagen es merkwürdigerweise auch die Liebeslieder:

Du bist min, ich bin din;
des solt du gewis sin.
Du bist beslozzen in minem Herzen,
verloren is das slüzzelin;
du muost ouch immer darinne sin.

Und so sagt es ganz ähnlich die kecke 5. Strophe von „Gott ist in der Mitte“:

Ich senk mich in dich hinunter.
Ich in dir,
du in mir,
lass mich ganz verschwinden,
dich nur sehn und finden.

Karl Barth würde sagen: das ist mystische Frechheit. Aber es sind Liebeslieder. Als Geliebte haben wir unsere Authentizität nicht in uns selber. Wir sind nicht nur die, die wir sind. Wir sind die, als die wir angesehen werden. Wir sind exzentrische Wesen. Das sagt das ganze 8. Kapitel des Römerbriefes – und das sagt das Gedicht, das ich vorgelesen habe: „Wenn du mich ansiehst, werd’ ich schön, schön wie das Riedgras unterm Tau.“ Das Gedicht sagt es etwas poetischer, als das 8. Kapitel des Römerbriefes, aber es sagt nichts anderes. Wir sind exzentrische Wesen, wir haben unser Zentrum nicht in uns selbst, wir haben es im Blick der Güte, mit dem wir angesehen sind. Unsere Sprache ist nicht gut, weil sie gut ist, sondern weil sie gehört wird. Die Alten haben die Psalmen Christus selber in den Mund gelegt. In seine Sprache und in seinen Geist bergen sich die Betenden.

Auch für das Gebet gilt das große Versprechen, nicht gezwungen zu sein, nur man selber zu sein; mehr zu haben als die eigene Stimme, das eigene Herz und die eigene Kraft. Wir sprechen als die, aus denen der Geist spricht – *semper peccatores*: immer zu wenig mit kläglichlicher Stimme, *semper iusti*: immer ausreichend, weil die Gebete eingeholt sind vom Seufzen des Geistes.

Was uns das Gebet leicht und heiter macht, ist die Tatsache, dass es im Miteinander der *Communio Sanctorum* geschieht. „Allein bist du klein!“ – das ist nicht nur ein politischer Slogan, das ist in einem hohen Maß ein religiöses Wort. Es gibt viele Christen, viele Pfarrer und Pfarrerinnen, die nicht mehr beten können, wenn sie allein sind, aber die mit anderen zusammen noch Sprache haben. Noch einmal der Lebensrost: Meine Authentizität beschränkt sich nicht auf die Übereinstimmung mit mir selber. Und wenn wir als Pfarrer schon nicht mehr beten können, sollen wir wenigstens beten lehren. Man kann etwas, weil man voll von etwas ist, weil man etwas gelernt hat und weil die Fülle nach außen ins Wort dringt und man kann etwas, weil man etwas vermisst. Man kann etwas lehren, weil man es bei sich selbst vermisst. Ich kann meinen halben Glauben mit der Sprache und mit den Liedern meiner toten und lebenden Geschwister maskieren. Auch das ist die Weise, den Glauben zu lernen: ihn den Geschwistern vom Mund abzulesen. Man lernt sich auch von außen nach innen. Die Gebete der Kirche sind immer besser als sie sind, weil der Geist sie trägt und weil die Toten sie vor uns gesprochen haben, man könnte sagen, sie haben sie uns vorgewärmt, sie haben sie gewaschen mit ihren Tränen und Hoffnungen. Ein Psalm ist wie ein alter, abgegriffener Stein, der durch viele Hände gegangen ist und schön geworden ist durch die Wärme der Geschwister. Man braucht nicht an der eigenen Dürftigkeit zu verhungern, das heißt *Communio Sanctorum*, das heißt es, eine Tradition zu haben. Eine Tradition haben, heißt ja nicht nur, irgendeinen Sack von irgendwelchen Sachen mit sich zu schleppen, sondern auf das Gottesgespräch der Verstorbenen zu hören; es heißt, in ihren Glauben einzutreten, und so braucht man nicht so viel zu glauben. Nein, das ist zu katholisch! Wir sind getragen von diesem Glauben, und er birgt auch unser Fragment. Und so ist mir die fremde Sprache doch wichtiger als mein eigener windschiefer Glaube und seine Sprache, nicht nur die Sprache der Toten, auch meiner lebenden Geschwister. Und so singe ich im Gottesdienst Lieder, die mir eigentlich fremd sind, wie zum Beispiel „Herr, deine Güte“, „Herr, deine Liebe“. Sie sind mir fremd, aber es

ist das Lied meiner Geschwister, und ich maskiere meinen halben Glauben mit ihrem Glauben. Schön! Ich kann als Beter in Heiterkeit Fragment sein, weil alle Gebete in der Stimme des Geistes geborgen sind. Ich kann in Heiterkeit Fragment sein, weil der Glaube meiner Geschwister meine Gebete trägt, der Toten und der Lebenden.

Ich möchte hier die überlieferte Gebetssprache loben, die ererbte Formel, immer unter einer Voraussetzung, dass wir den Glauben weiterdichten dürfen, dass wir unsere eigene Sprache finden können, vor allem junge Menschen. Der amerikanische Jude Leon Wieseltier – dessen Geschichten gehören auch in den Bauchladen – beschreibt in seinem Buch „Kaddisch“, wie er seinen Glauben verloren hat, den er immer nur mit sich selbst füllen wollte, mit der eigenen Existenz, den er alleine verantworten und tragen wollte. Zitat:

„Meine Gebete wurden in wachsendem Maße zur verzweifelten Anstrengung der Subjektivität..., und ich konnte nicht glauben, dass die Intensität meiner Gefühle für die Wahrheit dessen, was ich sagte, auch nur die geringste Bedeutung hatte. ... Ich war der Innerlichkeit überdrüssig. Ich sehnte mich nach der Äußerlichkeit, ihrer Gewissheit und Erhabenheit. Und so kam es, dass mein Gebet für mich schließlich zu einer Äußerungsform wurde, die mich trostlos und erniedrigt zurückließ ...“

Und dann kam er zurück und findet die Formel der Alten und sagt:

„... jetzt bete ich morgens, nachmittags und abends. Die wunderbaren, vertrauten, kraftlosen Worte gehen mir leicht von der Zunge. Was mache ich?“ fragt er. „Ich war der Innerlichkeit überdrüssig.“

Könnte es einen unprotestantischeren Satz geben als diesen? Es gilt unter uns, was wir bewusst vollziehen. Es gilt, was aus dem Herzen kommt. Unsere innere Existenz, unser Herz soll

der Garant unserer Gebete sein. Ich nenne vielleicht ein extremes Beispiel, dass ich einmal in einem Pastorkolleg erlebt habe: Ich sah, dass ein Pfarrer während der Andachten das Vaterunser nie mitbetete, und ich fragte ihn danach, weil die Pfarrer normalerweise ja nichts gegen das Vaterunser haben. Er erklärte, dieses hehre Gebet spreche er nur, wenn er es aus ganzem Herzen sprechen könne. Dieser Mensch drohte an seiner protestantischen Redlichkeit zu verhungern. Wer will leugnen, dass protestantische Innerlichkeit die Rettung aus seelenlosem Geplapper ist! Aber genügt sie? Genügen wir uns selbst? Führt sie nicht zu der Verzweiflung, die Wieseltier beschreibt? Wir brauchen uns nicht durch uns selbst zu rechtfertigen. Auch unsere Gebete sind nicht garantiert durch das Feuer unserer Herzen. Sie sind gut, weil sie erhört werden, nicht weil sie gut sind. Wir sind nicht gezwungen, die Meister unserer eigenen Worte zu sein. Das Seufzen des Geistes, auf das sich Paulus im Römerbrief beruft, ist die Seele unserer Gebete, nicht unsere eigene spirituelle Meisterschaft, und mit der Stimme des Geistes sind unsere Gebete immer besser, als sie sind.

Ich habe gesagt, wir sind auch auf andere Weise nicht allein. Wir haben die „wunderbaren, vertrauten, kraftlosen Worte“ der toten und der lebenden Geschwister, die uns „leicht von der Zunge“ gehen und in die wir uns flüchten, wenn das Herz unfruchtbar ist und keine eigenen Worte gebären kann. Die Toten sind nicht mehr unsere Tanzmeister, wie es früher einmal war. Aber wir können uns in ihre Sprache flüchten. Es kommt nicht darauf an, die „wunderbaren, vertrauten, kraftlosen Worte“ zu füllen mit meiner eigenen Subjektivität. Ich lasse mich eher von diesen Gebeten ziehen, ich lasse mich eher von diesen Formeln ziehen. Ich schlüpfte in die Sprache und damit in den Glauben der toten und lebenden Geschwister. Man muss nicht Meister seiner selbst sein, auch nicht im Gebet.

Unerträglich sind mir in Gottesdiensten die oft zu hörenden selbst gemachten langen Gebete, die immer nach Rilke klin-

gen, die sozusagen immer aus der eigenen Hausmetzgerei kommen, schön gelockte, parfümierte Gebete. Sie haben die Kunst der Einfachheit verloren, die Kunst der Kargheit verloren. Sie wollen faszinieren. Man kann an den alten römischen Orationen studieren, was Sprachstärke durch Kargheit ist. Eine Hauptregel sollte die Pfarrer und Pfarrerinnen bestimmen: Frage dich, was du in deinem Gebet *nicht* sagen musst! Was Wieseltier allgemein über Sprache sagt, gilt im Besonderen für das Gebet:

„Es durchkreuzt den Zweck einer Aussage über das, was wahr und was falsch ist, wenn sie faszinieren will. Faszination ist eine Kapitulation vor dem Charisma, ein bezaubertes Versagen des Denkens.“

Weil ich die überlieferten Formeln brauche, darum werde ich immer kritischer dagegen, sie leichtfertig anzutasten; ich darf sie berühren, ich darf sie verändern, aber nicht leichtfertig. Die unbedachte Veränderung der Segensworte, jeden Sonntag ein frisch erlegter Segen, der Abendmahlsworte. Die geschwätzige Erweiterung der Taufformel oder des Kanzelsegens wird mir mehr und mehr unerträglich, nicht, weil man nichts ändern darf. Wir sind Freigeister, uns zwingt keine Formel und kein Buchstabe mehr. Aber wir müssen ehrfürchtige und hungrige Freigeister sein, die wissen, dass sie sich nicht von sich selbst ernähren können. Wenn die Toten uns trösten sollen, dann muss man ihnen ihre Rechte lassen, auch das Recht ihrer Sprache. Ich sage es besser mit Chesterton:

„Wir müssen der tiefsten und der verkanntesten aller Klassen unserer Vorfahren wieder Stimmrecht einräumen: Wir fordern Demokratie für die Toten! Tradition lehnt es ab, der anmaßenden Oligarchie zufällig heute Herumlaufender das Feld zu räumen.“

Chesterton war ein absoluter Reaktionär, aber in diesem Punkt bin ich mit ihm einig. Wo aber bleiben die Rechte der Lebenden? Ich höre die Stimme eines kritischen Freundes; er

ist Pastor in einer entkirchlichten Gegend in Hamburg in St. Pauli, und er schrieb mir einmal:

„Die Herausforderung unserer Kirche besteht nicht nur darin, die alten Texte zu entdecken, zu repetieren und die Menschen von heute mit ihnen zu konfrontieren. Sie besteht auch darin, die schätzenswerte Tradition jenen Menschen zu vermitteln, denen dies alles fremd ist. Mein Interesse als Pastor in Hamburg kann doch nicht darin bestehen, denen, die sich bereits in der Kirche eingerichtet haben, es noch gemütlicher zu machen, quasi noch mehr Kerzen hinzustellen und sie mit Psalmen zu füttern oder die Abendmahlsliturgie mit den alten Worten zu singen. Die Laufkundschaft, die am Sonntagmorgen vom Fischmarkt kommt und die bei uns hereinschaut, könnte sich dann höchstens an kirchlicher Folklore erfreuen, aber sie würde nichts mehr verstehen. Es muss doch darum gehen, in der Bürgerinitiative oder in der Stadtteilkonferenz, bei den jungen Eltern und Konfirmanden ein Gespür für die Notwendigkeit biblischer und kirchlicher Tradition für das eigene Leben und die aktuellen Fragen nach dem, was die Welt zusammenhält, zu erwecken.“

Soweit dieser Einwand. Ich höre den Einwand des Freundes. Vielleicht bestehen wir alten Leute in der Kirche zu sehr auf der Sprache, die uns schon einmal getröstet hat und in die wir zeit unseres Lebens unsere Klagen, unser Lob und unseren Zweifel geborgen haben. Wir vergessen zu leicht, das mag sein bei uns Alten, dass jüngere Menschen mit jener alten Sprache weniger Erfahrungen haben als wir, und dass sie ihnen darum weniger kostbar ist.

In einem Punkt widerspreche ich dem Einwand des Freundes: Wir könnten uns im Gottesdienst noch so anstrengen, die alten Texte zu erklären, zu übersetzen, zu entrümpeln, sie werden den Fremden, die vom Fischmarkt gerade so hereinschneien, fremd bleiben. Ich halte nichts von dieser neuen missionarischen Selbstlosigkeit, in der man sich der eigenen Sprache so entäußert, sie so verdünnt und unkenntlich macht,

nur damit jeder zufällig Hereinschneidende nicht fremd darin ist. Es ist zunächst einmal ein vergebliches Bemühen. Es geht allerdings auch gegen meinen Stolz und mein Selbstbewusstsein, mir ein Haus zu errichten, in dem jeder sich jederzeit heimisch fühlen kann. Vielleicht brauchen die Fremden nichts dringlicher als unsere Deutlichkeit. Sie gehen in ein fremdes Haus, sie wollen dort nicht zuhause sein, sie wollen Gast in dieser Fremde sein. Vielleicht birgt sie diese Fremde für eine Stunde oder für einen Augenblick. Unsere Andersheit lässt ihnen Distanz, die wir ihnen schulden. Unsere Andersheit ist der Respekt vor ihrer Andersheit.

Ich leihe mir Wieseltiers Stimme gegen die Erfahrungsversessenheit bei religiösen Akten und beim Gebet, bei der Spiritualität:

„Das Ideal der Epiphanie, der Hunger nach dem, was die Amerikaner ‚peak experiences‘ nennen, all das ist ein bisschen feige, ein Versuch, den Konsequenzen des Lebens in der Zeit zu entgehen. Natürlich kann gelegentlich eine Epiphanie eintreten, aber nach der Epiphanie wird der Moment nach der Epiphanie eintreten. Die höchste Erfahrung wird ihren Gipfel erreichen. Und irgendwann kommt dann – in ganz alltäglichem Gewand – eine [...] Enttäuschung.“

Es gibt falsche Interessen, die das Schweigen des Gebetes stören, etwa das Interesse an besonderen Erfahrungen im Gebet oder der Wunsch, Gottesdienste und Gebete sollten besonders interessant sein. Gottesdienst war noch nie „interessant“, er war meistens Arbeit. Die Beabsichtigung der Erfahrung stört die Erlebnisfähigkeit des Menschen – die Beabsichtigung der Erfahrung! Das gilt grundsätzlich, auch für das Gebet. Das regelmäßige in Treue verrichtete Gebet ist erfahrungsarm, aber es bildet Seele und Geist.

Ich möchte eine kleine Geschichte aus unserer Familie erzählen, wie einmal das Tischgebet auf Zeit zum Erliegen kam. Unsere Kinder, als sie größer wurden, haben gefordert, wie

alle anständigen Kinder: „Was macht ihr da eigentlich? Wie betet ihr das Tischgebet? Denkt ihr euch etwas dabei, wenn ihr eure Formeln immer aufsagt?“ Und sie beschlossen, das Tischgebet in die Hand zu nehmen. Und vor jeder Wassersuppe gab es ein politisches Nachtgebet.

Das ließ sich nicht durchhalten. Was man regelmäßig tut, was man oft tut, wem man die Treue hält, das tut man mit halbem Herzen. Ich möchte das halbe Herz loben, wenn das ganze noch nicht zu erreichen ist. Es gibt so etwas, wie die Süße der Halbheit, wenn die Ganzheit noch nicht möglich ist.

Pünktlichkeit im Gebet ist mehr als Entrückung. Wiederholung, Langsamkeit, Kargheit, Monotonie sind meditative Elemente, und sie sind nicht gerade die Voraussetzung für „peak-experiences“. Erst Kargheit macht eine Sprache möglich, die aus dem Schweigen kommt und die mehr ist als religiöses Geplapper.

Man betet auch mit den Lippen, nicht nur mit der Seele. Leon Wieseltier beschreibt in seinem Kaddisch-Buch die Bräuche der zwangsgetauften Juden in Spanien, die verlangen, dass man den Angehörigen des Toten Trauben, hartgekochte Eier und einen Krug Wasser schickt. Er schließt seinen Bericht mit dem Satz:

„In ihrer Speise lag ihr Glaube. Wenn sie ihre Eier kosteten, kosteten sie ihre Metaphysik.“

Der Glaube und die Gebetsfähigkeit liegen nicht nur in der Stärke der Herzen. Manchmal sind die Lippen glaubensstärker als die Herzen. Es kann sein, dass das Herz den Worten der Lippen nicht nachkommt. Dann ziehen die Lippen das dürre Herz hinter sich her, bis es wieder auf eigenen Beinen stehen kann. Wir beten schon mit unseren Beinen, wenn wir in die Kirche gehen. Wir beten mit unseren Gesten, wenn wir uns knien, verbeugen, an die Brust schlagen, ein Kreuz auf die Stirn unserer Geliebten zeichnen. Wir beten schon, wenn wir

eine Regel einhalten und zu bestimmten Zeiten an bestimmten Orten uns sammeln. Man soll dem Herzen nicht zu viel aufladen. Es ist endlich. Wir sind auch in unserem Glauben endlich. Es braucht die Lippen und die Beine und die Regeln, die besonderen Zeiten und den Rhythmus, die uns auf die Sprünge helfen. Vielleicht sollte man die Frage der Echtheit der Gebete nicht überstrapazieren. Was verlangen wir von unserem Herzen, wenn wir sagen, alles Gute soll aus ihm kommen – und dies ganz und immer? Das ist natürlich kein Plädoyer für seelenlose Worte. Es ist Mitleid mit dem halben Herzen, und vielleicht wird es ja ganzer, wenn die Lippen, die Gesten und die Rhythmen es stützen. Wir leben auch von außen nach innen.

Ein alter Gedanke stützt unsere Gebete und macht sie möglich: Sie haben Teil am großen objektiven Werk des Lobes Gottes, das die ganze Schöpfung singt. Wir rühmen mit allen Himmeln des Ewigen Ehre und stimmen ein in den großen Lobgesang der Engel. Gott wird geheiligt mit der Stimme jeder Kreatur:

„Alles, was dich preisen kann, Cherubim und Seraphinen stimmen dir ein Loblied an, alle Engel, die dir dienen, rufen dir stets ohne Ruh: ‚Heilig, heilig, heilig!‘ zu“ (EG 331,2).

Die Liturgie und ihre Gebete sind der Schöpfungsgesang aller Kreaturen und als solcher das große praeludium vitae aeternae – das Vorspiel zum ewigen Leben. Auf den Einzelnen kommt es so viel oder so wenig an, wie es auf einen Einzelnen in einem tausendstimmigen Chor ankommt. Sicher aber kommt es nicht immer völlig auf unsere innere Gestimmtheit an, wenn wir nur einstimmen in den großen Gesang der Schöpfung. Gerade wenn man alt geworden ist und aus den eigenen Niederlagen gelernt hat, weiß man, dass man nicht sich selber genügt. Man ist nicht Abend füllend. Man hat eine neue Sehnsucht gelernt, sich einzufügen in den großen Gesang aller Engel. Man will nicht mehr allein sein, und man ist der Authentizität müde. Man will mit vielen singen, man will

die Gesänge wiederholen, die einen schon einmal getröstet und über die Abgründe getragen haben. Man will seine eigene zitterige Stimme bergen in das große Lob der Welt, und man fragt nicht mehr danach, ob das Herz auch fromm genug dazu ist, ob auch alles echt ist, ob auch alles von innen kommt. Man schüttet die Tränen seines Glücks und seiner Trauer in das große Meer des Lobes Gottes, das nicht ohne uns besteht, aber schon lange vor uns war und noch lange nach uns sein wird.

Es gibt verschiedene Frömmigkeitsstationen des Lebens. Als Kind waren meine Gebete, abgesehen von den Formeln, die wir gelernt haben, höchst konkrete Bitten: Es soll nicht herauskommen, dass ich meine Schularbeiten nicht gemacht habe; die Mutter soll gesund werden; die Sonne soll in den Ferien scheinen. Gott war ein großer, mächtiger Alleskönner. Aber man musste mit ihm handeln. Er konnte schon alles, aber er wollte nicht immer alles. Man musste ihm dies und das versprechen, ihm gelegentlich ein Opfer bringen, um ihn geneigt zu stimmen. Anders war es in der Mitte meines Lebens, als wir theologisch und biologisch noch jung waren – Theologen werden spät erwachsen – und als die Niederlagen noch nicht so groß waren. Das ist übrigens ihr Vorteil, dass sie später erwachsen werden!

Es war die Zeit der großen Aufbrüche in Kirche und Gesellschaft, es war eine „junge“ Zeit, und wir waren jung. Es war die Zeit, etwa für mich gesprochen, in der wir in Köln beim „Politischen Nachtgebet“ versucht haben, gesellschaftliche Zustände in Gottesdiensten und vor unserer prophetischen Tradition zu bedenken. Ich habe damals sieben Thesen über das Beten verfasst, die zeigen, was wir damals hauptsächlich meinten, wenn wir den Namen Gottes aussprachen. Ich habe geschrieben: Das Gebet verzichtet auf das Wunder. Es setzt nicht die Aktivität Gottes an die Stelle der Aktivität des Menschen. Es bereitet den Menschen vor, die Verantwortung für seine Welt zu übernehmen. Es macht uns bewusst, was von uns getan und durch uns herbeigeführt werden soll. Wir haben nicht so sehr damit gerechnet. Wir haben

hauptsächlich damit gerechnet und davon geredet, dass Gott keine anderen Hände hat als unsere, und so haben wir den Satz der Teresa von Avila immer wieder zitiert. In jener Zeit der Stärke wollten wir Gott trösten. Wir sahen ihn umherirren als geschlagenes Kind, als geschändete Frau, als verhungerten Mann. Ich gebe zu, wir haben nicht allzu viel von ihm erwartet, aber wir waren unterwegs, um ihm aufzuhelfen. Wir haben Ehrfurcht und Empörung gelernt, wenn wir den Gott auf unseren Straßen wahrgenommen haben, Ehrfurcht vor den Armen und Empörung über das, was ihnen angetan wurde. Der Gott auf der Straße hat uns das Recht zu denken und die Wunden der Menschen zu beachten gelehrt. Wir fühlten uns stark. Ich sage das jetzt nicht altersweise und in seniler Abgeklärtheit über uns, die Jungen und die Spunde, die sich damals stark fühlten. Wir hatten nicht Unrecht mit diesen Aussagen über das Gebet. Ob sie genügten, ob sie zu einstimmig und widerspruchsfrei waren; ob sie vielleicht auch zu funktionalistisch waren, das ist eine andere Frage. Es war unsere Wahrheit in jener Zeit, die nicht dadurch falsch wurde, dass später andere Wahrheiten dazugekommen sind.

Man muss in unserer Kirche viel mehr mit den verschiedenen Wahrheiten rechnen, der Wahrheit der Kinder, der Frauen, der Starken, der Schwachen, der Alten. Jetzt bin ich alt. Was hat sich verändert? Nach allgemeiner Meinung verliert man im Alter mit den Zähnen auch die Skepsis, und man wird frömer. Das mit den Zähnen stimmt. Das andere glaube ich nicht. Ich vermute, es gilt allgemein: Im Alter wächst sowohl der Wunsch und das Bedürfnis nach Einverständnis mit dem Leben als auch der Zweifel am Sinn des ganzen Unternehmens. Es wächst der Wunsch, Gott zu loben, und es wächst der Zweifel. Ich merke an mir, dass ich Psalmen bete, die ich früher eher gemieden habe, die Psalmen mit dem großen Lebenslob, den 104. oder die drei letzten Psalmen des Psalters. Ich merke an dem, was ich schreibe und rede, dass Danken, Loben und Preisen neu und intensiv Themen werden. Man will vor dem Tod noch einmal alles zusammenkriegen, man kann nicht einverstanden sein mit dem Stückwerk

Leben. Man geht sowohl aus Verzweiflung wie auch aus Einverständnis mit dem Glauben und seiner Sprache aufs Ganze, man nennt Gott – und man nennt ihn anders als früher.

Der Grund des Lebens ist Sprache und Gehör! So habe ich angefangen. Ich trete mir selber in den Weg und frage: Wo hört denn einer? Ist das Gebet mehr als ein Monolog? Im besten Fall eine monologische Selbstvergewisserung, eine psychologische Methode, das große Misstrauen in die Welt und das Leben auszutricksen? Wir leiden daran, dass unsere Gebete echolos in dunkle Abgründe fallen. Und der alte Karl Rahner, der fromme Mann, hat einmal gesagt am Ende seines Lebens: „Ein ganzes Leben beten, ohne eine Antwort zu hören. Gott macht dem Beter sein Beten schwer. Der schlägt ihm in seinen täglichen Gebeten die Welt um die Ohren, und er schweigt.“ Soweit der alte Rahner. Kein Wunder, dass den Menschen das Gebet, diese Rede ohne Antwort, schwer wird. Das Schweigen Gottes ist die große Einrede gegen das Weltvertrauen, gegen die Behauptung der Güte des Seinsgrundes, die jeder Beter aufstellt, indem er betet. „Gottvertrauen macht theodizee-empfindlich“, sagt Johann Baptist Metz. Es zwingt zur Erklärung dessen, was das Vertrauen in Frage stellt. Der Glaube, der nicht blind wird, ist aufs tiefste irritiert durch das Schweigen Gottes, und so lehrt er eine der wichtigen Fragen zu stellen: Wo bist Du, Gott? Sei endlich Gott! Er verlangt von Gott, Gott zu werden. Wir sind es gewohnt, dass Gott die Frage stellt: Wo bist du Mensch? Es gehört zu unserer Humanität, sie zu hören.

Die Frage: Wo bist du, Gott? ist der atheistische Schatten des Glaubens selber. Ich kann mich eigentlich nicht damit trösten, dass Gott die Gebete anders erhört, als wir beten. Es kann sein bei unseren täglichen Gebeten, dass es so ist. Aber ich habe auch die großen Schreie aus den Konzentrationslagern im Ohr oder die großen Schreie der Ertrinkenden. Diese Menschen wollten nicht anders erhört werden. Sie wollten frei werden von ihren Plagen, von ihrer Pein, von ihren Vergewaltigern. Und sie hatten ein Recht darauf. Es ist ein

Menschenrecht. Die Frage: Wo bist du, Gott? ist der atheistische Schatten des Glaubens selber. Der ernsthafte Glaube und der ernsthafte Atheismus sind nahe Geschwister, so wie die banalen Welterklärungskünstler und die schmerzfreien Gottesleugner nahe Kumpels sind. Ich möchte Hiobs Weib verstehen, das sagt: „Sage Gott ab und stirb!“ Es ist eine mögliche Konsequenz aus dem, was Menschen wahrnehmen. Und ich möchte noch besser Hiob verstehen, der sagt: „Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, der Name des Herrn ist gepriesen.“ Nicht einverstanden bin ich mit dem Satz von Hiob: „Wenn wir Gutes empfangen haben, warum sollen wir nicht auch das Üble aus seiner Hand annehmen.“ Das ist in unserer Bibel fett gedruckt. Ich finde das eine fett gedruckte Unlogik. Es sind ja in unserer Bibel immer die Sachen der Ergebung, des Einverständnisses fett gedruckt. Nichts spricht dem Tod so sehr sein Recht ab, wie das Gebet. Die Argumente gegen den Tod sind schwach. Sie sind widerlegbar. Aber die wildeste Gottesanklage im Gebet setzt noch voraus, dass es ein Gehör gibt. Es ist Zeichen des Vertrauens. Noch der Fluch auf das Leben, den Hiob Gott entgegenschleudert: „Wär ich doch nicht geboren“, ist Gebet und damit die Bezweiflung der Stummheit der Welt.

Stärker als die Gebete sind höchstens die gesungenen Gebete, die Lieder. Der Gesang ist die eigentliche Muttersprache des Glaubens. Und lieber würde ich auf die Predigten verzichten als auf die Lieder. Im Lied kann man am unverschämtesten die Güte der Welt und die Güte Gottes besingen. Was schon da ist, wird in seiner Schönheit besungen. Was noch nicht da ist und ersehnt wird, wird herbeigesungen. Unsere Stimme, unser Mund sind oft klüger als das Herz. Es ist erstaunlich, was wir alles singen. „Aus meines Herzens Grunde sag ich dir Lob und Dank!“ Aber wie ist es mit dem Grund des Herzens? Wer singt denn da, das Herz oder der Mund? Das ist eine falsche Frage. Manchmal singt wirklich nur der Mund. Aber wir sind zum Glück ja nicht nur Herz, wir sind auch Mund. Manchmal lehrt der Mund das Herz beten. Daran ist nichts falsch. Ich setze einen fremden Gedanken dazu.

Eine Voraussetzung der Spiritualität des Gebetes ist der herrschaftsfreie Umgang der Menschen untereinander und der Menschen mit der außermenschlichen Natur. Hier liegt eines der Haupthindernisse dafür, Lebenssinn zu begreifen. Unsere macherischen Fähigkeiten, unsere jägerhaften Fähigkeiten sind ins Immense gewachsen, und die pathischen Begabungen verkümmern. Der Mensch – zumindest in unserem Kulturkreis – fühlt sich allein als Macher gerechtfertigt, und sein Selbstverständnis bricht zusammen, wo er nicht mehr siegen kann, wo er nichts mehr machen kann. Kann man in einer solchen Kultur auf etwas anderes hoffen als auf die eigene Stärke? Kann man sich hergeben, sich entlassen in das große Geheimnis der Welt? Könnte es sein, dass die imperiale Weise, mit der wir mit uns selber und der außermenschlichen Natur umgehen, etwas zu tun hat mit dem Verlust der passiven Stärken, den nicht-aggressiven Fähigkeiten des Menschen: der Geduld, der Langsamkeit, der Stillefähigkeit, der Hörfähigkeit, der Aufnahmefähigkeit, des Wartenkönnens, des Lassens, der Gelassenheit und um zwei ganz alte Wörter zu nennen: der Ehrfurcht und der Demut? Sich ins unendliche Geheimnis sagen zu können, heißt auch, befreit sein zur Endlichkeit; davon befreit sein, selber Gott spielen zu müssen. Nur Wesen, die sich ihrer Endlichkeit bewusst sind, können geschwisterlich miteinander umgehen und können den eigenen Siegeszwängen entsagen.

Das Thema Gebet steht auf dieser Synode unter dem Horizont Spiritualität. Lassen Sie mich dazu am Ende noch etwas sagen. Spiritualität ist *geformte Aufmerksamkeit*, geformte Aufmerksamkeit. Zunächst: Aufmerksamkeit. Ich möchte auf eine Legende von Elisabeth von Thüringen zurückgreifen, die uns diese Aufmerksamkeit erschließen kann. Auf ihrem Weg nach Eisenach sah Elisabeth mitten in einem Unwetter ein Kind auf einem Holzstoß sitzen, das in Lumpen gekleidet war und aus dessen Kopf zwei Augen sie anblickten, als ob die Not der ganzen Welt aus ihnen spräche. Sie neigte sich zu dem Kind und fragte: „Kind, wo ist deine Mutter?“ Keine Neugierfrage, es ist eine Adoptionsformel. „Kind, wo ist deine

Mutter?“ Die Legende fährt fort: Da wuchs an dieser Stelle ein Kreuz empor, an dem mit ausgespannten Armen Christus hing, der sie mit den Augen des Kindes ansah. Was ist eine spirituelle Erfahrung? Es ist die Erfahrung der Augen Christi in den Augen des Kindes. Es ist die Erfahrung der Nacktheit Christi im nackten Bettler, den Martinus trifft; die Erfahrung des hungernden Christus im Hunger unserer Geschwister. Wer in Gott eintaucht, taucht neben den Armen wieder auf, sagt der französische Bischof Jacques Galiot. Es gibt keine Gotteserkenntnis an der Barmherzigkeit vorbei.

Spiritualität ist nicht nur Aufmerksamkeit für das Unglück, sie ist auch die Wahrnehmung Gottes und seines Spiels im Glück der Menschen, in der Schönheit der Natur und im Gelingen des Lebens. Ich möchte mit einem Satz von Bonaventura einen Geist zitieren, der vielleicht eher im Katholizismus als im Protestantismus seine Heimat hat: „Alles Geschaffene ist Schatten, ist Echo, Bild, Spur, Ebenbild, Aufführung.“ Nichts also ist nur, was es ist. Es hat Anteil an der Heiligkeit Gottes, weil es sein Echo und seine Spur ist. Die Heiligkeit des Lebens will unsere Ehrfurcht und Ergriffenheit. Vielleicht bewahrt uns diese Auffassung vom Leben und von den Dingen davor, dass wir sie nur benutzen, als hätten sie kein Geheimnis.

Was also ist eine spirituelle Erfahrung? Sie ist keine Selbsterfahrung, sie ist eher Selbstvergessenheit. Elisabeth nimmt sich nicht selber wahr, sie liest die Augen Christi in den Augen des Kindes. Wenn Paul Gerhardt, der nun wirklich zum Protestantisch-Werden ist, wenn er das Lob des Lebens singt in seinem Lied „Geh aus mein Herz“; wenn er der Gärten Zier besingt, Narzissus und Tulipan; wenn er die Lerche und die Nachtigall, den Wein und den Honig besingt, dann nimmt er nicht sich selbst wahr. Er liest die Spuren Gottes in seiner Schöpfung. Spiritualität ist die Erfahrung der Einheit des Lebens. Der Schmerz des Menschen ist nicht mehr nur, was er ist; die gebildete Aufmerksamkeit liest den Schmerz Gottes im Schmerz der Menschen. Das Glück ist nicht mehr nur, was es ist. Es sind die Spuren Gottes, die in ihm deutlich werden.

Elisabeth ist, wie Paul Gerhardt, wenn er seinen Preis der Schöpfung singt, nicht auf Erfahrung aus, aber sie erfahren. Sie sind nicht erlebnisorientiert, aber sie erleben – die Augen Christi in den Augen des Kindes, die Spuren Gottes in der Schönheit des Lebens. Es kann wohl nur der ein spiritueller Mensch werden, der die lebenserleichternde Kunst gelernt hat, sich zu lassen, sich zu vergessen und sich selber nicht zu beabsichtigen. Wer also beabsichtigt, ein spiritueller Mensch zu werden, möglichst sofort, der wird eher ein Komiker. Er hat sich einen Drahtverhau auf den Weg gelegt, die Selbstbeabsichtigung. Spiritualität ist Lesekunst. Es ist die Fähigkeit, das zweite Gesicht der Dinge wahrzunehmen: die Augen Christi in den Augen des Kindes, das Augenzwinkern Gottes im Glanz der Dinge. Nicht Entrissenheit, sondern Anwesenheit und Aufmerksamkeit ist ihre Eigenart. Sie ist keine unge störte Entweltlichung und Einübung in Leidenschaftslosigkeit. Sie ist lumpig und erotisch, weil sie auf die Straße geht und sieht, was dem Leben geschenkt ist und was ihm angetan wird. Spiritualität ist geformte Aufmerksamkeit.

Die Gabe des Betens ist nicht den besonderen religiösen Genies vorbehalten. Spiritualität ist nicht die Delikatessen-Ecke für religiöse Feinschmecker-Beter in unserer Kirche. Beten ist keine Kunst, sondern ein Handwerk. Der durchschnittliche Mensch kann es lernen, wie er lesen, schreiben und kochen lernen kann. Allerdings gibt es einige Leute, die besser kochen können als andere. Es gehört keine besondere angeborene Frömmigkeit dazu. Wohl muss man eine gewisse Aufmerksamkeit für das Leben haben, eine gewisse Leidenschaftlichkeit; die Fähigkeit zu wünschen, die Fähigkeit, Zustände unerträglich zu finden. Man kann beten, wenn man weiß, wofür man beten soll. Aber wie jedes andere Handwerk verlangt auch das des Betens Regeln und Methoden. Ich denke, dass über dieses Handwerk der nächste Vortrag morgen berichten wird. Aber über allen Methoden und Wegen, die wir versuchen, sollen wir das eine wissen: Wir sind schon angekommen, ehe wir uns auf den Weg gemacht haben oder, um es mit dem Satz zu sagen, mit dem ich angefangen habe:

„Wir beginnen den Weg unserer Gottessuche nicht als Suchende, sondern als schon Gefundene.“

Anmerkungen:

Gabriela Mistral: Wenn du mich anblickst, werd' ich schön. Gedichte, München 1991.

Leon Wieseltier: Kaddisch, München 2000

„...betet ohne Unterlass...“ –

Wie Menschen das Herzensgebet neu entdecken

Marianne und Heinz Behnken

Wir möchten Ihnen heute Einblick geben in eine sehr alte Gebetstradition, die im Kloster Wennigsen gelehrt und praktiziert wird.

Wir beginnen mit dem Lied 165,1 und 5 von Gerhard Tersteegen aus dem Evangelischen Gesangbuch:

„Gott ist gegenwärtig. Lasset uns anbeten und in Ehrfurcht vor ihn treten.

Gott ist in der Mitte. Alles in uns schweige und sich innigst vor ihm beuge.

Wer ihn kennt, wer ihn nennt, schlag die Augen nieder; kommt, ergebt euch wieder.

Luft, die alles füllet, drin wir immer schweben, aller Dinge Grund und Leben,

Meer ohn Grund und Ende, Wunder aller Wunder: Ich senk mich in dich hinunter.

Ich in dir, du in mir, lass mich ganz verschwinden, dich nur sehn und finden.“

In unserem Haus singen wir es oft: „Gott ist gegenwärtig. Lasset uns anbeten und in Ehrfurcht vor ihn treten.“ Das ist Kernstück der Inhalte unserer Arbeit. Wer als Gast nach Kloster Wennigsen kommt, stimmt gerne mit ein, auch wenn er/sie selber eine andere Sprache spricht.

Eine: „Manchmal könnte ich die ganze Welt umarmen.“

Ein anderer: „Manchmal weine ich, wenn meine Großmutter betet. Manchmal wünschte ich mir, ich könnte auch beten.“

Eine andere: „Als kleines Kind habe ich am Meer die Arme ausgestreckt und laut gerufen: ‚Ich umarme den lieben Gott.‘“

Ein anderer: „Ich gehe gern in eine stille Kirche, da ist etwas Besonders. Aber vor dem Kreuz niederknien und beten, das ist nicht mein Ding.“

Eine andere: „Wer ist Gott, Christus, Buddha? Ich weiß es nicht. Aber mein Konfirmationsspruch bedeutet mir irgendwie doch etwas. Gebetet habe ich aber schon lange nicht mehr.“

Der Hunger nach spiritueller Ausrichtung, das verborgene Wissen um Gottes Gegenwart in seiner Schöpfung, die Ratlosigkeit, zu ihm zu finden, sind unüberhörbar. Die lebendige Beziehung zu Gott ist verloren gegangen.

Im ersten Atemzug wird sie uns leibhaftig geschenkt: „Und Gott blies ihm den Odem des Lebens in seine Nase. Und so ward der Mensch ein lebendiges Wesen“ (1. Mose 2,7). Unsere lebendige Seele sucht die Verbindung zu Gott bewusst oder unbewusst.

Christus hat in seinen Abschiedsreden Gott darum gebeten, dass die Verbundenheit mit ihm nicht abreißt, wenn er gegangen ist: „Wie du, Vater, in mir bist und ich in dir, so sollen auch sie in uns eins sein“ (Johannes 17,21).

Und dann kommen die Menschen zu uns in das Kloster. Unklar und ungreifbar ist ihnen das Ziel ihrer Sehnsucht: „Ich muss mal raus.“ „Ich will nur Ruhe, Ruhe, Ruhe.“

Wer kommt, kann sich der Wirkung der dicken Mauern kaum entziehen. Von außen wirken sie wuchtig, massig, eher aus- als einladend. Wer aber durch das Tor geht, fühlt sich vom ersten Augenblick an aufgenommen und durch die dicken Mauern des Jahrhunderte alten Gebäudes geschützt. Es ist ein Schutz- und Schonraum, der ihn umfängt. Vom ersten Augenblick an geschieht etwas mit den Menschen, die für ein paar Tage oder einige Wochen kommen, um die Anstrengungen des Alltags hinter sich zu lassen, die Zügel aus der Hand zu legen, um Einkehr zu halten. Die Menschen spüren: Im Kloster gehen

die Uhren anders. Sie sind berührt von einer geistlichen Atmosphäre, in der alles Laute verstummt und Leises vernehmbar wird, in der Menschen beten, erreichbar sind und zuhören. Der kostbarste Reichtum des Klosters ist das Geschenk der Zeit. Zeit wird nicht gequantelt, sie wird erfahren; Zeit rennt mir nicht weg, sie ist gefüllt. Offenbar kann man aber auch das verlernen in einer durch und durch ökonomisierten Welt: Zeit haben. Wie fühlt sich Zeit an, wenn ich es nicht eilig habe. Was mache ich mit meiner Zeit, wenn ich kein Programm habe?

Nicht ich mache etwas mit meiner Zeit, sondern die Zeit macht etwas mit mir. Wie von unsichtbarer Hand werde ich geführt: Aus der Aktivität in die Intimität, von der Oberfläche in die Tiefe, von dem Vielen zum Einigen, von der Peripherie in die Mitte. Vieles kann passieren: Die Seele kann sich entspannen, der Körper kann sich erholen, die Gedanken können sich klären. Aber auch anderes ist möglich: Unerledigte Themen tauchen wieder auf, alte Schmerzen werden wieder fühlbar, unbearbeitete Gefühle entfalten ihre alte Dynamik, unerfüllte Sehnsüchte bewegen das Herz. Die Erfahrung von Zeit zeigt ihr doppeltes Gesicht: Sie ist Geschenk und sie ist Zumutung. Es gibt die Sehnsucht nach eigener Zeit und es gibt das Erschrecken über unerfüllte Zeit. In jedem Fall öffnet sich in der klösterlichen Erfahrung von Zeit eine Erfahrungsdimension ganz eigener Intensität und Qualität.

Abraham Heschel, der große jüdische Religionsphilosoph des vergangenen Jahrhunderts, hat über die Analogie von Zeiterfahrung und Gotteserfahrung nachgedacht. Er konnte sagen: „Gott ist die Gegenwart von Zeit in der Welt des Raumes.“ Wenn wir dieser Spur folgen, ist es dann vermessen zu sagen, diese besondere Erfahrung von Zeit ist eine bestimmte Weise, in der Gott mich anrührt?

Ein Tag im Kloster Wennigsen ist nur sparsam strukturiert: Das Morgengebet von 8 bis 8.30 Uhr, das Abendgebet von 18 bis 18.30 Uhr. Mehr nicht. (Auf den Zimmern liegt neben der

Heiligen Schrift und dem Brevier der Plan eines durchstrukturierten Tagesablaufs für strenge Exerzitien aus, der aber nicht für Erstbesucher geeignet ist.) Um 8 Uhr sind die Gäste zum Morgengebet mit der Hausgruppe eingeladen: Ein Bibelwort zum Beginn. Dann gemeinsames Schweigen im Sitzen. Der Körper sitzt ruhig, möglichst bewegungslos da. Die Gefühle sind in konzentrierter Stille gesammelt, die Gedanken auf den Rhythmus des Atems konzentriert. Der gehörte Text kann nachklingen. Vielleicht ist es nur ein Wort, das das Herz in diesem Augenblick besonders berührt. Dieses darf wirken. Am Ende ein gemeinsam gesprochenes Morgengebet.

So lernten sie schon damals beten, die Altväter und -mütter in der ägyptischen Wüste vor 1700 Jahren. Sie hatten es in ihren „Kellien“ gelernt, in die sie sich für Jahre, manchmal Jahrzehnte zurückzogen: In der Stille einen Text aus der Heiligen Schrift (viele davon kannten sie auswendig) im Geiste sprechen, ihm nachlauschen und ihn einverleiben. Achtsam sein, welches Wort besonders berührt, dieses „wiederkauen“ und immer während beten. Ein zeitgenössischer orthodoxer Christ beschreibt die Praxis so: „Wenn du betest, musst du selbst ruhig sein. – Du selbst musst ruhig sein, lass das Gebet sprechen.“

Typisch für die Zeugnisse der alten Zeit, wie sie in den Apophthegmata Patrum überliefert sind, ist eine Begebenheit wie diese: „Ein Bruder kam in die Sketis zum Altvater Moses und beehrte von ihm ein Wort. Der Alte sagte zu ihm: ‚Fort, geh in dein Kellion und sitze. Das Kellion wird dich alles lehren‘“ (Mose 6 – Ap 500). Es wäre aber untypisch für einen Altvater wie Moses, wenn er mit „Kellion“ nur die einsame Höhle in der Wüste meinte und nicht auch das innere Kellion des Herzens, in dem man still wird und lauscht. So spricht aus dem Wort des koptischen Bischofs von Deutschland, Anba Damian, ganz und gar der Geist der alten Wüstenväter und -mütter, wenn er sagt: „Lass deinen Mund stille werden, dann spricht dein Herz; lass dein Herz stille werden, dann spricht Gott.“

Das ist leichter gesagt als getan. Wir merken es in der Begleitung der Menschen, die zu uns kommen: Der Körper kann nicht, die Gefühle mögen nicht und die Gedanken wollen nicht. Noch nicht, trotz der Sehnsucht im Herzen nach Ruhe, Friede, nach Gott. Warum ist das Leichteste oft das Schwerste, und das Nächstliegende oft so fern? Auch diese Erfahrung ist so alt wie die Erfahrung des Betens selbst. Altvater Abbas Ammonas pflegte zu sagen: „Es kann einer hundert Jahre im Kellion verbringen, ohne zu lernen, wie man sitzt.“ (Poimen 96 – Ap 670).

Wenn man wiederholt in den Apophthegmata Patrum liest, erkennt man mehr und mehr die Hintergründigkeit solcher Sätze. Wer in der Stille des Kellions angekommen ist, d.h. wer mit Leib, Seele und Geist sitzt, der ist erfüllt von der Gegenwart Gottes: Ein unverfügbares Gottesgeschenk. Richtig sitzen ist synonym für richtiges Beten: Wie kann die Seele beten, wenn der Körper unruhig ist und die Gedanken abschweifen? Wie können die Gedanken beten, wenn Körper und Seele mit anderen Dingen beschäftigt sind? Wie soll mein Körper beten, wenn mein Fühlen und Denken fremd gehen? Wie soll Gott mich anrühren, wenn ich nicht empfänglich werde? Wie kann Gott mich erfüllen, wenn mein Körper ermüdet, meine Seele zugemüllt und mein Geist zerstreut ist?

Es gehört viel Mut dazu, der Intimität des Betens standzuhalten, auf die Kraft des wiederholenden Betens zu vertrauen, auf den Zuspruch Gottes zu warten. Und doch bewegen wir uns in der Tradition der allerältesten Wüstenväter und -mütter des dritten und vierten Jahrhunderts offenbar auf einer Spur, auf der heutige Menschen wieder lernen können zu beten. Viele von uns kennen das Gebet Augustins: „Du, Gott, hast uns zu dir erschaffen, und unser Herz ist unruhig, bis es Ruhe findet in dir.“

Augustin kannte die Wüstenväter. Er hat einen entscheidenden Beitrag dazu geleistet, dass der Geist der Wüste Eingang fand in die Frömmigkeit und den Glauben der westlichen

Kirche, aber auch in die Ordensregeln Benedikts, wie dann aller späteren Klosterordnungen. Wieweit Luther als Augustinermonch der strengen Observanz und später als Reformator in diese Gebetstradition eingebunden ist, untersucht Martin Nicol in seiner Dissertation „Meditation bei Luther“, Göttingen 1984. Luther nimmt den Begriff der *ruminatio* (wiederkäuen) auf, um die ganzheitliche Dimension des Betens mit Leib, Seele und Geist darzulegen und die Notwendigkeit der körperlichen Verbundenheit mit dem Wort zu betonen. Sein Ringen in der Mönchszelle um die Nähe des gnädigen Gottes zeigt eindruckliche Parallelen zu den Kämpfen der Altväter und -mütter in ihren Kellien um die Nachfolge Jesu angesichts der Prüfungen und Gefahren des Lebens in der Wüste.

Typisch für das Gebetsringen der Eremiten in der Wüste sind die Stoßgebete: „O mein Gott“ oder „Herr hilf“ oder „Gott, sei mir Sünder gnädig“. Aber auch kurze Psalmworte sind Inhalte des Betens. Die Beter hielten sich an die biblische Mahnung: „Betet ohne Unterlass“ (1. Thessalonicher 5,17 und Lukas 18,1). Und so entwickelte sich aus dem Wiederholen der Ein-Wort- und Stoßgebete die Praxis des Wiederkäuens (*ruminatio*) und aus ihr das immer währende Gebet. Sie werden mit Worten ausgesprochen und im Herzen gekaut. Sie helfen, mit den Dämonen zu ringen, den Anfeindungen des Teufels zu widerstehen, die Entbehrungen der Wüste auszuhalten, vor den wilden Tieren keine Angst zu haben. Wenn die Seele verzweifelt, kann der Körper helfen. Der Körper ist der helfende Bruder der Seele. Darüber hinaus gab es genaue Hinweise für die Praxis des Gebetes. Symeon, der Neue Theologe (949 – 1022), sagt: „Setze dich schweigend und einsam hin, neige den Kopf, schließe die Augen und atme leicht, schaue mit deiner Einbildung in das innere deines Herzens; führe den Verstand, d. h. den Gedanken, aus dem Kopf in das Herz. Sprich nun mit dem Atem: ‚Herr, Jesus Christus, erbarme dich meiner.‘ Sprich es leise mit den Lippen oder nur mit dem Verstande. Bemühe dich, zerstreute Gedanken zu vertreiben, habe Ruhe und Geduld vor allem und wiederhole

diese Beschäftigung recht häufig.“ Der Glaube an Jesus Christus und die Kraft seines Namens bildet die Basis und Grundausrichtung des Herzensgebets.

Wenn wir heute Menschen, die ins Kloster kommen, mit dem Herzensgebet vertraut machen, dann haben wir den Kampf mit den Dämonen unserer Zeit aufzunehmen. In der Stille steigen Ängste und Phantasien auf: Überanstrengungen werden zu quälenden inneren Zwängen, äußere Beziehungslosigkeit löst innere Einsamkeit aus, äußere Perspektivlosigkeit führt zu innerer Verzweiflung und Gottferne. Weit ist dann der Weg aus der Krise in die Ruhe des Herzens, in die Begegnung mit Gott. Das braucht Zeit, Vertrauen und Achtsamkeit. Die Seele möchte beten und kann nur stammeln. Dann können wir nur ausharren im gegenwärtigen Augenblick. Paulus sichert uns zu: „Der Geist hilft unserer Schwachheit auf. Denn wir wissen nicht, was wir beten sollen, wie sich's gebührt; sondern der Geist selbst vertritt uns mit unaussprechlichem Seufzen“ (Römer 8,26). Eine heilsame Verbindung zwischen Gott und Mensch kann beginnen, wenn ich aufhöre zu fragen:

Was gibt mir Vertrauen und Halt in meiner inneren Verlorenheit?

Wie kann ich mich an Gott wenden?

Was hilft mir wirklich?

Alle Aktivität und Anstrengung kommt an ein Ende. Ich bin nackt.

Diesen Zustand beschreibt Emmanuel Jungclaussen, Abt von Niederaltaich und Altvater des Herzensgebets, als den Zustand, bei dem die Gnade in unseren Herzen verborgen und unbewußt gegenwärtig ist. Mystiker und Mystikerinnen sprechen von der Gnade der Hoffnung und des Vertrauens als von Gott gewirkten Kräften. Die werden wirksam, wenn Menschen sich trauen, ihre Passivität auszuhalten, und sich Gott ergeben.

Bei uns im Kloster erleben Menschen, dass ihnen die Kraft des Vertrauens auf wundersame Weise zuwächst: In der Gemeinschaft der Betenden, im Hören auf Gottes Wort. Dann geschieht an ihnen, was Meister Eckart mit den Worten ausdrückt: „Gott wirkt und ich werde.“ Oder ausgedrückt mit den Worten von Emmanuel Jungclaussen: „Das Wesentliche des Gebetes besteht in der Vereinigung des Geistes mit dem Herzen, und dieses Werk wird durch die Gnade Gottes vollendet zu der Zeit, die Gott bestimmt“ (Jungclaussen, Hinführung S. 62).

In der Ruhe und Geborgenheit des Klosters können diese Erfahrungen wachsen. Dann kann es sein, dass dem/der Einzelnen ein persönliches Gebetswort aus dem Schatz der Altväter und -mütter oder der Heiligen Schrift geschenkt wird. In einer Haltung von Wohlwollen und Barmherzigkeit wird es im Schweigen wiederholend gebetet. Anfangs bewegt der/die Betende die Lippen und spricht das Wort leise. Es begleitet ihn/sie während der Gartenarbeit, der geistlichen Lektüre, beim Kochen, beim Wandern, im Gespräch, beim Einschlafen und beim Aufwachen. Im leiblichen Fühlen des Betens kann es in den Zustand der *contemplatio* führen, der Erfahrung des Einsseins, die immer ein Geschenk ist. Später spreche ich es nur innerlich, in einer Haltung des Lauschens und der inneren Aufmerksamkeit. Indem ich es so immer während spreche, kann es sein, dass ich zugleich merke: Es wird mir zugesprochen. Ohne mein Zutun fließt der Atem. In meinem Leib, dem „Tempel des heiligen Geistes“ (1. Korinther 6,19), vollzieht sich das Gebet.

Nun zu einer praktischen Übung – wenn Sie mögen. Wir nehmen uns fünf bis zehn Minuten Zeit, um das selber einmal konkret zu erleben:

Wir schließen die Augen und sammeln unsere Gedanken, um ganz gegenwärtig zu werden.

Wir richten unsere ganze Aufmerksamkeit darauf aus, wie wir in diesem Moment auf dem eigenen Stuhl sitzen. Wir spüren

das Aufsetzen der Füße auf dem Boden und das volle Gewicht des Körpers auf der Stuhlfläche.

Dann richten wir uns auf. Wir spüren die Wirbelsäule, vom Steiß an über das Kreuzbein, die Brustwirbel, den Nacken, bis zum Hals. Wir spüren die volle Aufrichtung zwischen dem Steiß und dem Scheitelpunkt.

Als nächstes spüren den Rhythmus des Atems. Wir folgen dem Fluß des Einatmens und Ausatmens – in eine kleine Atempause hinein.

Jetzt sprechen wir innerlich einen der folgenden Sätze, die ich Ihnen anbiete: „Herr, erbarme dich“. Mit dem Einatmen: „Herr“, mit dem Ausatmen: „erbarme dich“. Oder: „Jesus Christus“. Mit dem Einatmen: „Jesus“, mit dem Ausatmen: „Christus“. Oder: „Du in mir, ich in dir.“ Mit dem Einatmen: „Du in mir“, mit dem Ausatmen: „ich in dir.“ – Bitte entscheiden Sie sich für eine der drei Möglichkeiten.

Dann führen Sie den Satz bzw. den Gedanken vom Kopf in das Herz. Legen Sie den Satz in den Atemrhythmus hinein und lassen ihn im Atemrhythmus schwingen.

Dabei verweilen wir fünf Minuten.

„Du in mir – ich in dir.“ Amen.

Dem einen mögen die wenigen Minuten lang, der anderen eher kurz vorgekommen sein.

Bewegt und komplex ist die Geschichte des Herzensgebets. Wohl kaum hätte es die Zeit der ersten Generation im dritten und vierten Jahrhundert (Antonius, Pachomius, Makarios, Paulus u.v.m.) überdauert, wenn nicht die drei großen Kappadozier Basilius der Große, Gregor von Nyssa und Gregor von Nazianz eine Generation später ihm eine organisatorische Form, ein theologisches Fundament und eine praktikable Perspektive gegeben hätten. In ihnen begegnen sich der urchristliche Geist der Wüste Ägyptens in seiner spontanen Ursprünglichkeit einerseits und die Tradition griechischen Denkens und griechischer Kultur andererseits. Sie sind es, die das Herzensgebet zukunfts- und geschichtsfähig machen. Sie

gründen klösterliche Gemeinschaften und systematisieren die Praxis des Herzensgebets. Durch sie werden indirekt die Entscheidungen des 4. Ökumenischen Konzils von Chalcedon vorbereitet: Die Hesychia (das persönliche Herzensgebet), das Fasten und die Liturgie (das Beten in der Gemeinschaft) werden als die drei Säulen des Mönchslebens festgeschrieben. Die Hesychia ist die Ruhe nicht bloß des Leibes und der Sinne, sondern vor allem des Geistes und des Herzens. Der ganze Mensch ruht in Gott. Deshalb wird die Ruhe als die „Mutter aller Tugenden“ gepriesen, denn „sie gebiert diese durch die ständige und ununterbrochene Ruhe vor Gott“. Von jetzt an wird das Herzensgebet als Jesusgebet in seiner klassischen Form festgeschrieben: „Herr Jesus Christus, du Sohn Gottes, erbarme dich meiner.“ Die Ostkirche als die Kirche der sieben ökumenischen Konzilien, auf die sie sich beruft, lebt im Geist und in der Praxis dieses Gebets.

Auf dem Berg Athos wird seit dem 10. Jahrhundert ein besonderer Aspekt des Herzensgebets praktiziert. Erstaunlicherweise wird dort selten explizit über das Herzensgebet gesprochen. Der Adept, wenn er das Herzensgebet lernen will, wird zunächst in die Natur geschickt, die äußere wie die innere:

Geh auf den Berg, setze dich auf den Stein und meditiere den Stein. Werde schwer wie ein Stein – ohne zu versteinern.

Geh an das Meer, meditiere das Meer. Werde fließend wie das Wasser – ohne zu zerfließen.

Schau in den Himmel, sieh den Flug der Vögel. Werde leicht wie der Vogel – ohne abzuheben.

Schau das Licht der Sonne, meditiere das Licht und seine Wärme. Werde brennend wie die Sonne – ohne zu verbrennen.

In unserer Begleitung nennen wir diesen Aspekt „Beten als Geschöpf und in der Schöpfung“.

Ein Starez in einem Athoskloster antwortete auf meine Frage, ob auch außerhalb der orthodoxen Kirche das Herzensgebet

vollzogen werden kann: „Ja, aber ihr habt es schwerer, denn ihr habt nicht die volle Liturgie.“ Das Herzensgebet in einem evangelischen Kloster: Hier steht die personale Beziehung zwischen Gott und Mensch im Vordergrund. Hier beten Menschen, die aktiv in der kirchlichen Arbeit stehen und mit Luther, Tersteegen und Bonhoeffer vertraut sind. Hier beten Menschen, die im beruflichen Leben ihren Mann bzw. ihre Frau stehen. Hier beten Menschen, für die Aktion und Kontemplation keine Alternativen sind, sondern sich kontrapunktisch bedingen.

Im Herzensgebet finden viele Menschen einen neuen Zugang zum Gebet. Andere erfahren eine Vertiefung und Belebung ihrer bisherigen Gebetspraxis.

In der Gemeinschaft betet es sich leichter als allein. Darum bilden wir kleine Gruppen von je drei bis fünf Personen (Angelusgruppen), die sich außerhalb des Klosters zum gemeinsamen Gebet treffen und sich gegenseitig begleiten.

So ist das Herzensgebet ein Gebet in der Fülle und dem Reichtum des trinitarischen Glaubens.

Die Liturgie des Hauses ist nicht die orthodoxe, obwohl einzelne orthodoxe Lieder, die im Gesangbuch stehen, gerne gesungen werden. Es sind vor allem die Lieder aus Taizé, die unsere Gebete des Schweigens begleiten, und die uns – aus dem Schweigen kommend – miteinander verbinden.

Kloster Wennigsen ist ein Kloster mitten im Ort. Im Schutzraum der dicken Mauern werden die persönlichen Anliegen angeschaut, bearbeitet, durchbetet. Die Stille des Ortes ist der Kontrapunkt zur Außenwelt. Seine Ruhe ist der Sabbat, das Geschenk Gottes an seine Schöpfung. Wer durch das Tor zurückkehrt in seine Welt, nimmt die Erfahrungen der Stille im inneren Kellion seines Herzens mit und bezeugt sie dort, wo ihn/sie der Alltag hinführt.

Ich schließe mit einem Text von Paul Roth:

Manchmal ist mein Gebet
so wie ein Auge,
das ausschaut,
wo du bist,
weil du mir fremd geworden.

Manchmal ist mein Gebet
so wie ein Ohr,
das auf ein Echo wartet,
auf ein leises Wort,
auf einen Ruf
aus deinem Mund.

Manchmal ist mein Gebet
wie eine Lunge,
die sich dehnt,
um frischen Wind
in mich hineinzuholen –
deinen Hauch.

Manchmal ist mein Gebet
nur ein gebeugter Kopf,
vor dir, –
zum Zeichen meiner Not
und meines Danks
an dich.

Einmal wird mein Gebet
nur noch das Auge sein,
das dich erblickt,
wie eine Hand,
die du ergreifst, –
das Ende aller Worte.

Anmerkungen

Apophthegmata Patrum, 5. Aufl., Trier 2002.

Kleine Philokalie, Zürich/Düsseldorf 1997.

Ed. Emmanuel Jungclaussen, Aufrichtige Erzählungen eines russischen Pilgers, Freiburg 1974.

Behnken, Marianne & Heinz, Es ruht eine Kraft in meiner Seele, Gütersloh 2004.

Kalistos Ware/Emmanuel Jungclaussen, Hinführung zum Herzensgebet, Freiburg 1986.

Martin Nicol, Meditation bei Luther, Göttingen 1984.

Das Beten – Herzstück der Spiritualität Ein Podiumsgespräch zum Thema

Im Rahmen der Generalsynode der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche Deutschlands (VELKD) diskutierten über „Das Beten – Herzstück der Spiritualität“ u. a.:

Pfarrerin **Anna-Maria aus der Wiesche**, Priorin, Christusbruderschaft Selbitz, Mitglied der Generalsynode der VELKD;

Dr. **Jürgen Unbekannt**, Leiter der Gebetsbruderschaft in Jena;

Pfarrer **Mwanga Ole Ndoponoi**, Evangelisch-Lutherische Kirche in Tansania, z. Z. Austauschpfarrer in der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern.

Moderation: Oberkirchenrat **Udo Hahn**, Pressesprecher der VELKD

Udo Hahn: Frau Priorin, was bedeutet Beten für Sie?

Anna-Maria aus der Wiesche: Beten heißt für mich, mein ganzes Leben verstehen als ein Mit-Sein mit Jesus Christus. Beten ist eine Beziehungshaltung und über alles hinaus eine Lebenshaltung.

Udo Hahn: Sie sind Pfarrerin der bayerischen Landeskirche, gehören der Christusbruderschaft an und sind Priorin dieser Kommunität. Wie wirkt sich Ihre berufliche Situation auf Ihr Gebetsleben aus?

Anna-Maria aus der Wiesche: Mein Gebetsleben ist davon geprägt, dass ich auch für die Kirche bete und für alle, die in ihr arbeiten, ebenso für unsere Gemeinschaft. Das Theologiestudium hat mich darauf allerdings nicht vorbereitet. Ich bin in der Mitte des Studiums in die Christusbruderschaft eingetreten – nach dem fünften Semester Theologie. Dann habe ich drei Jahre lang die Grundausbildung im Orden erlebt –

Postulat, Noviziat – und bin dann wieder ins Theologiestudium zurückgekehrt und habe es abgeschlossen. Als ich studierte, gab es keine Vorlesung über das Gebet. Ich habe nichts darüber gehört, wie ich als Pfarrer oder Pfarrerin mit der Situation umgehe, wenn ich plötzlich nicht mehr beten kann und trotzdem sonntags im Gottesdienst dastehe und beten muss; oder wie ich mit inneren Anfechtungen umgehe. Mir ist nichts gesagt worden zur Gestaltung meines Gebetslebens, obwohl das etwas Wichtiges ist. Deshalb habe ich begonnen, eine Ausbildung aufzubauen – geistliche Begleitung –, die diese Defizite beseitigen hilft.

Udo Hahn: Wie geschieht diese geistliche Begleitung konkret?

Anna-Maria aus der Wiesche: Jeder Mensch ist unterschiedlich und hat seinen eigenen Zugang zum Gebet. Im Hintergrund stehen ganz spezifische Gottesbilder, die das Gebet hemmen oder beflügeln können. Diese versuchen wir, in der geistlichen Begleitung wahrzunehmen.

Udo Hahn: Kann man beten lernen?

Anna-Maria aus der Wiesche: Ich halte das Üben für ganz wesentlich. Und zugleich gilt: Ein Gebet kann man nicht machen. Zu meinen Grunderfahrungen gehört auch das eigene Scheitern. Dennoch trägt die Übung in der Meditation und im Gebet ganz wesentlich zur Stärkung und Verankerung des Gebetes in meinem Alltag bei.

Udo Hahn: Der Volksmund sagt: „Not lehrt beten“. Auf der anderen Seite kann Not auch stumm machen. Wie können Sie im Gespräch mit Menschen diese Sprachlosigkeit aufbrechen?

Anna-Maria aus der Wiesche: Das Allererste ist, die Sprachlosigkeit anzunehmen. Ich bin im Laufe meines Lebens auch an meine eigene Sprachlosigkeit gekommen, die immer mal wieder da ist. Es ist wichtig, eine Beziehung zu bekommen zur

eigenen Sprachlosigkeit, zu verstehen, warum da in mir keine Sprache mehr ist, sondern Einsamkeit oder Verlassenheit.

Udo Hahn: Zur Erfahrung menschlichen Scheiterns gehört auch, dass ein Gebet nicht erhört wird. Erhört Gott Gebete – und wenn ja, wie macht er das?

Anna-Maria aus der Wiesche: Gott erhört Gebete – und manchmal auch nicht. Und er erhört sie mitunter, indem er sie nicht erhört. Ich kenne beides, was mich immer wieder neu ins Staunen versetzt.

Udo Hahn: Für ein Mitglied eines Ordens gehört Beten gleichsam zum Alltag dazu. Ist das Beten dann Last, ist es vielleicht Lust oder ist es nur Routine?

Anna-Maria aus der Wiesche: Es ist von allem etwas. Das Beten vertieft die Sehnsucht nach Gott und manchmal schmerzt diese Sehnsucht auch. Gelegentlich wird es zur Last. Und es gibt im Gebet auch so etwas wie ein Teilen von Leid. Etwa in den Fürbitten, in denen sich das Weltgeschehen spiegelt oder überhaupt eine Freude an Gott, dass ich lebe. Und dann gibt es Tage oder Wochen, wo ich den Zwang spüre: Die Glocke läutet, ich habe die Verpflichtung zum Gebet zu gehen; ich gehe und bin manchmal nur mit dem Körper da. Dann ist es auch Mühe. Und trotzdem ist mir da die Treue dann ganz wichtig, weil meine Erfahrung ist, dass sich all die Spannungen irgendwann wieder auflösen. Im Tiefsten ist das Gebet ein Glück einer Beziehung zu Jesus Christus.

Udo Hahn: Herr Dr. Unbekannt, was bedeutet Beten für Sie?

Jürgen Unbekannt: Ich komme aus einer Pastorenfamilie. Das hat mich von Kindheit an geprägt – was das Beten betrifft, aber auch im Blick auf eine innere Hoffnung zu Gott. Nicht, dass man Gott als einen festen Besitz gehabt hätte – jeder Mensch hat seine Krisen. Aber das Beten im Sinne einer guten Gewohnheit war mir vertraut. Aber mit einer lebendi-

gen Beziehung hatte das nichts zu tun. Diese entwickelte sich erst später.

Udo Hahn: Wie kam es dazu?

Jürgen Unbekannt: Ich haben an einer Freizeit teilgenommen, da war ich schon jung verheiratet. Meine Schwester und meine Mutter wollten aber immer, dass ich doch noch zum richtigen Glauben durchbreche, wie sie das nannten. Ich habe bei dieser Freizeit eine Grundstimmung der Freude erlebt, ohne sie in mir selbst zu spüren. Da bin ich zu einer Ordensschwester gegangen und habe gesagt: „Ich möchte gern auch so froh werden.“ Und da hat sie gesagt: „Na gut, wir können mal beten.“ Und dann hat sie mit mir gebetet, hat mich gesegnet – und ich war ganz unglücklich, dass nichts passierte. Ich dachte, nun geht der Himmel endlich auf. Als ich nach Hause fuhr und in der Bahn saß, da, auf einmal, hat sich mir eine neue Welt geöffnet. Mit Worten lässt sich dieses überwältigende Gefühl gar nicht beschreiben. Das heißt: Gott hat irgendwie in mir etwas bewirkt, dass plötzlich aus diesem geistigen Erkennen eben ein geistliches Erkennen wurde.

Udo Hahn: Herr Pfarrer Mwanga, Sie leben seit einigen Jahren als Austauschpfarrer in Deutschland. Wenn Sie die Praxis des Betens in Ihrer Heimat Tansania mit den Erfahrungen hier in Deutschland vergleichen – was sind die wesentlichsten Unterschiede?

Mwanga Ole Ndoponoi: Tatsächlich ist im Blick auf das Beten der Unterschied zwischen Tansania und Deutschland sehr groß. Die Gottesdienstbesucher hier sind kurze Gebete gewohnt, die abgelesen werden. In Tansania können sogar schon Kinder beten, ohne es ablesen zu müssen. Sie beten für Essen und Trinken, für ihre Eltern und Geschwister, für ihre Schule, für ihre Lehrer und für viele Anliegen in ihrem Leben. Sie beten laut und für alle hörbar. Sie lernen das von ihren Eltern, so wie auch in der Sonntagsschule oder im Gottesdienst. In der Grundschule unterrichten Pfarrer, Pfarrerrinnen

und Evangelisten zweimal in der Woche Religion. Jede Stunde beginnt und endet mit einem Gebet. Kinder wachsen mit der Erfahrung des Gebets auf.

Udo Hahn: Sie haben es schon angedeutet, dass Kinder in Deutschland nicht beten beziehungsweise nicht beten können. Trifft das Ihrer Erfahrung nach auch auf Erwachsene zu?

Mwanga Ole Ndoponoi: Wir haben erlebt, dass viele Erwachsene nicht in der Lage sind, ein Gebet zu sprechen. Und wenn jemand unerwartet dazu aufgefordert wird, dann ruft das nicht selten Peinlichkeit hervor. Das ist in Afrika anders.

Udo Hahn: Was müssen Menschen tun, um Beten zu lernen?

Mwanga Ole Ndoponoi: Sie müssen in der Bibel lesen. Die mangelnde Kenntnis der Bibel ist aus meiner Sicht die Ursache dafür, dass Menschen nicht beten können. Ein Christ kann nicht reich an Glauben sein, wenn er das Wort Gottes, welches die Quelle unseres Glaubens, unserer Kraft und unserer Weisheit ist, nicht kennt. Gebet und Lesen der Bibel sind wie zwei Seiten einer Münze. Wenn wir die Bibel lesen, ist es Gott selbst, der zu uns spricht und wenn wir beten, sind wir es, die zu Gott sprechen.

Udo Hahn: Zum Beten gehört immer auch das Beten für andere Menschen. Welche Erfahrungen haben Sie in Tansania und in Deutschland gemacht?

Mwanga Ole Ndoponoi: In Tansania kommt es häufig vor, dass man sagt, bete für mich, denn ich fahre weg, oder ich bin krank, oder weil eine ärztliche Untersuchung bevorsteht, meine Familie ein bestimmtes Problem hat. Die Menschen freuen sich, wenn jemand für sie betet. Die Erfahrung, die ich in Deutschland gemacht habe, ist, dass manche sogar Angst vor dem Gebet haben, denn sie denken, dass es hauptsächlich für Kranke oder Sterbende ist. Und dieselben Menschen glauben mehr an die Hilfe der Ärzte. Dabei treffen wir im Gebet

– geistlich gesprochen – auf den Arzt der Ärzte, und das ist Jesus Christus selbst.

Rolf Kraus: Landesbischof Hermann Beste hat in seiner Predigt davon gesprochen, dass Jesus nie verlassen war. In meiner Bibel lese ich das Wort Jesu: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?“ Was ist jetzt richtig?

Hermann Beste: Unsere Gotteserfahrung ist ja doch immer eine zwiespältige, eine doppelte. Wir erleben den Helfenden, den Barmherzigen, den Begleitenden, den Schützenden, den, der seine Hand über uns hält. Und wir erleben eine Macht über uns, die wir nicht verstehen, die uns fremd ist, wo wir denken, Gott hat uns verlassen. Wenn es so wäre: Gott hat uns verlassen, dann wäre wohl ein Leben und ein Sich-Stützen auf diesen Gott nicht mehr möglich. Dann wären ja wirklich alle Zweifel und alle Widersprüche so berechtigt, dass man diesen Glauben dann abtun müsste. Dann würde er uns in die Irre führen. Aber Martin Luther hat uns gelehrt, dass wir von dem Gott, den wir nicht begreifen und den wir nicht verstehen, der uns so widersprüchlich erscheint, wegfliehen können zu dem, der uns in seiner Liebe und in Christus begegnet, auch in dem Christus, der im tiefsten Leid ist.

Anna-Maria aus der Wiesche: Indem ich beten kann: „Warum hast du mich verlassen?“, bin ich schon nicht mehr verlassen, weil ich Gott anspreche. Wir wissen von Ostern her, dass Gott ihn gehalten hat. Und indem ich in schier ausweglosen Situationen so bete, bin ich wieder in Beziehung zu ihm.

Johann Trauernicht: Ich bin von Kindesbeinen an in einem christlichen Elternhaus aufgewachsen, wo das Beten zur Tagesordnung, zum Tagesverlauf gehörte. Es war sogar so, dass meine Eltern abendlich die Andacht gehalten haben, und auf den Knien gebetet haben. Diese Tatsache hat einem Freund von mir, der das mit erlebt hat, so viel bedeutet, dass er das bis heute nicht vergessen hat. Das Gebet gehört für mich dazu, wie das Atmen zum Leben. Und da ist auch kein Unterschied,

wo ich bin – ob auf dieser Synode oder auf der Landessynode. Ich habe 45 Jahre einen Kirchenchor geleitet. Das Gebet vor der Chorstunde und nach der Chorstunde gehört dazu. Bei uns ist das bis heute noch so in der Familie, wenn wir zusammenkommen – bei der Geburtstagsfeier, oder Weihnachten: „Johann, du betest eine Runde“, heißt es. Oder ein anderer wird aufgefordert, zu beten.

Ines Marx: Herr Dr. Unbekannt, es hat mich beeindruckt, was Sie aus Ihrem Leben schilderten. Ich selbst bin in einer gebetsfreien Kindheit aufgewachsen. Ich kannte das Gebet an sich nur aus dem Konfirmandenunterricht, und das war's dann auch. Und es ist für mich heute noch sehr mühevoll, im Gebet zu sein. Ich bin sehr häufig in Phasen der Stummheit, wo sich das Gebet eher im Inneren vollzieht und es mir doch häufig schwerfällt, da auch nach außen zu treten.

Katrin Gelder: Mir geht es so, dass neben dem persönlich formulierten Gebet das Vaterunser für mich eine große Bedeutung hat. Ich erlebe das so, dass ich auch Dinge mit hineinbringen kann, die ich vielleicht im Moment gar nicht in Worte fassen kann. Und dass mich dieses Gebet mit vielen Menschen verbindet, die auch mit diesen Worten beten – und das über Generationen hinweg. Es würde mich interessieren, welche Rolle das für Sie in Ihrem Gebetsleben spielt, Schwester Anna-Maria?

Anna-Maria aus der Wiesche: Das spielt eine ganz wesentliche Rolle für mich. Luther sagt in einer kleinen Gebetsanleitung, dass er sich warm betet am Vaterunser und am Glaubensbekenntnis. Das Vaterunser ist das einzige Gebet, was Jesus nennt, als er von den Jüngern aufgefordert wird: „Lehre uns beten.“ Ich glaube, dass es wirklich das Grundgebet Christi ist, um beten zu lernen. Und ich habe die Erfahrung gemacht, dass das Vaterunser auch das Gebet in mir anregt.

Redaktion: Udo Hahn

Das Vaterunser

Vater unser im Himmel.
Geheiligt werde dein Name.
Dein Reich komme.
Dein Wille geschehe, wie im Himmel, so auf Erden.
Unser tägliches Brot gib uns heute,
und vergib uns unsere Schuld, wie auch wir vergeben unseren
Schuldigern,
und führe uns nicht in Versuchung,
sondern erlöse uns von dem Bösen.
Denn Dein ist das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit in
Ewigkeit.
Amen.

Geheiligt werde dein Name

Karl-Matthias Siegert

Klink ist so eine Art Heimspiel für mich. Sieben Kilometer weiter in Waren an der Müritz bin ich meine ersten Schritte in das Leben und in den Glauben geführt worden. Zu den Erinnerungen aus dieser Kinderzeit gehört der Weg von der St. Georgenkirche in die damalige Friedensstraße 21 an der Hand meines Vaters. Es war die Mitte der sechziger Jahre, DDR-Zeit tiefrot getönt, und mein Vater ging ab und zu im Talar den Weg vom Gottesdienst nach Hause. Es waren acht bis zehn Minuten in der vollen Öffentlichkeit der Stadt. Eine Mischung aus Spießbrutenlauf und Ehrenrunde. Für mich als kleiner Junge eine Mischung aus Vertrauen und Angst.

Er wollte ein Signal setzen: Geheiligt werde dein Name – auch in einer Gesellschaft, die nichts davon wissen wollte und alle für natürliche Gegner hielt, denen die Heiligung des Namens Gottes etwas bedeutete.

Warum erzähle ich das? Das Lutherische Kirchenamt der VELKD hat darum gebeten, die Andachten anhand des Vaterunsers zu gestalten und mir die Anrede und die erste Bitte zugebracht. Vielleicht stieg in mir diese Erinnerung hoch, weil sie Vatererfahrung und Heiligkeitsahnung zusammenbringt: Vater unser – geheiligt werde dein Name.

Eine Anrede und ein frommer Wunsch.

Vertrauen spricht sich hier aus. Einmal die vertrauende und vertraute Anrede: „Abba“ und danach der Wunsch, den doch nur Gott selbst ganz erfüllen kann: Geheiligt werde dein Name. Die Anrede „Abba“ ist ein Anklopfen an die Tür, die in den Raum des Gebetes führt in der Erwartung, dass sie aufgetan wird. Wir öffnen mit dieser Anrede unsere Wirklichkeit

auf Gott hin. So wie ein Kind, dass es sich gar nicht vorstellen kann, dass Mutter oder Vater nicht in jeder Situation ganz für es da sind: „Getrost und mit aller Zuversicht.“

Und mit dem kleinen Wörtchen „unser“ ergreifen wir nicht Besitz von Gott, sondern sein Vatersein macht uns zu Geschwistern. Wenn wir Gott „Vater“ nennen, erkennen wir neben uns Schwestern und Brüder, die man sich – wie das so ist mit Schwestern und Brüdern – nicht aussuchen kann, mit denen man klarkommen muss.

Mit dem Wunsch nach der Heiligung des Namens Gottes rücken wir den Bereich, in dem wir uns selbst realisieren, unser Leben und unseren Verantwortungsbereich, unsere Aufgaben, unsere Stärken und Schwächen im Horizont der Verheißungen Gottes zurecht, die höher sind als unsere menschliche Vernunft.

Wir geben damit zu: Wir sind nicht eigenmächtig, sondern angewiesen auf das Entgegenkommen Gottes.

Gottes Herrlichkeit möge sichtbar werden, in dem er einen Zustand heraufführt, in dem das, was wir nach seiner Verheißung glauben, für alle erfahrbare Realität ist, deren Vorgesmack wir im Abendmahl haben.

Was passiert, wenn sein Name geheiligt wird? Wir geraten in Kontakt mit der Energie Gottes, die uns kräftigt und korrigiert, berührt und bewegt, tröstet und ermutigt. Dabei können wir uns an dem orientieren, der uns dieses Gebet gegeben hat. Ich meine Jesu Verständnis von Heiligkeit stand eher in der prophetischen als in der kultischen Tradition seines Volkes. Es ging ihm nicht so sehr um heilige Orte, heilige Räume, heilige Zeiten. Obwohl ihm das alles wohl vertraut war. Er hat es gepflegt und geübt. Kannte den Rückzug in die Wüste und den Weg auf den Berg. Aber das ist für Ihn noch nicht die Heiligung des Namens Gottes. Dabei geht es um die Umkehr, die Umkehr zum Leben, zur Gerechtigkeit, zum Frieden. Die

Heiligung des Namens Gottes lässt uns nicht ungeschoren davonkommen. Unübertroffen hat das Dietrich Bonhoeffer formuliert: „Nur wer für die Juden schreit, darf auch gregorianisch singen.“

Ich denke, das kann für uns heute heißen: Wir können Verstärker von Wachheit sein und Vervielfältiger von Hoffnung; Wachheit dafür verstärken, wo hier und heute Leben, Gerechtigkeit und Frieden bedroht sind, aber auch die Hoffnung darauf zu vervielfältigen, dass es gelingen kann, dies gut zu gestalten.

Schwestern und Brüder, unsere Bekenntnisschriften haben sich damit auseinandergesetzt, was wir denn nun tun können für unseren Glauben, für unsere Spiritualität. Und sie haben durchgängig darauf geachtet, dass der Geschenkcharakter des Glaubens herausgestellt wird. Und sie haben die schöne Formulierung gebraucht: „Der Mensch kann ohne den Heiligen Geist in geistlichen Sachen so wenig etwas anfangen oder mitwirken als ein Stein, Holz oder Ton.“

Aber dabei bleibt es eben nicht. Wir sind nicht nur Stein, Holz oder Ton, der nur passiv von Gott gleichsam bearbeitet wird. Nein, ein bisschen aktive Passivität ist uns zugestanden und wohl auch aufgetragen. Wir können darauf achten, dass die Ohren nicht verstopft sind: „Und ist Gottes Wille, dass man sein Wort hören und nicht die Ohren verstopfen solle.“

So dass ich meine, Spiritualität bedeutet, die Ohren und auch die Augen offen halten für das, was uns Tag für Tag an Gaben und Aufgaben von Gott her entgegenkommt. Das kann man einüben und trainieren, auch in heiligen Zeiten, in heiligen Räumen und an heiligen Orten, aber eigentlich auch überall – und egal wo – besonders mit einem offenen Herzen. Und das strahlt ins eigene Leben zurück, und das strahlt für andere etwas aus. Und die Sehnsucht danach ist bei vielen da – tastend oft, verhalten, suchend. Und wir sollten das Feld dieser Sehnsucht nicht den Esoterikern überlassen.

Schwestern und Brüder: „Wir wollen ganz beim Gebet und beim Dienst des Wortes bleiben.“ So lautet die Losung der Herrnhuter Brüdergemeine für diesen Tag. Und sie klingt als sei sie von Nikolaus Ludwig Graf von Zinzendorf persönlich für diese Synode mit ihrem Thema ausgelost worden.

Und es mehren sich die Stimmen in den Gemeinden, die sagen: Wir sind lange genug nach draußen gegangen, wenn es sein muss, auch mit niederschwelligen Angeboten; jetzt müssen wir uns konzentrieren, um die Mitte sammeln: Dienst am Wort und hier und vor allem Gebet.

Aber dieser Satz ist sozusagen nur die halbe Wahrheit. Er ist das Teilergebnis eines Streites, den die Apostelgeschichte beschreibt. Denn praktische Anforderungen kamen dem Gebet und dem Dienst am Wort in die Quere. Soziale Aufgaben nahmen die Beter und Wortdiener so in Anspruch, dass sie um ihre Konzentration im Wortsinn fürchteten.

Es kam zur Arbeitsteilung, zur Ausdifferenzierung zweier Gruppen. Die einen beten, die anderen arbeiten. Die einen zuständig für das Wort, die anderen für die sozialen Belange in der Gemeinde. Das geht vielleicht personell, aber das geht nicht generell. Die Heiligung des Namens bedeutet eben, dies beides zusammenzuhalten im Beten und im Tun des Gerechten. In der Konzentration auf die Mitte und im „Gehet hin in alle Welt“. Aber beides in der Gewissheit: „Ich bin bei Euch alle Tage.“

Andacht zur Eröffnung der Generalsynode der VELKD in Klink b. Waren a. d. Müritz am 15. Oktober 2005.

Dein Reich komme

Ilse Morgenroth

Das Gebet, das die Welt umspannt. Es gibt nichts anderes, was zu jeder Zeit an so vielen Orten in der Welt gesprochen und gebetet wird und so viele Menschen eint wie das Gebet Jesu, das er seinen Jüngern empfahl, als sie ihn baten: „Herr, lehre uns beten.“ Und wir reihen uns ein in diese weltweite Gebetskette rund um den Globus.

Die Bitte um das Kommen des Reiches Gottes ist wohl neben der Bitte um das tägliche Brot, die intensivste in diesem Vater-unser-Gebet, gesprochen, gesungen, gefleht, geschrien – je nach dem, wo die Beter und Beterinnen leben und wie ihre Lebensumstände sind. „Lasst uns den Weg der Gerechtigkeit gehen – dein Reich komme, Gott, dein Reich komme“ – so singen es Brasilianerinnen. Und sie sprechen dabei ihre Hoffnung auf eine gerechtere Welt aus, um ein menschenwürdiges Leben führen zu können, nicht erst in ferner Zukunft, sondern schon jetzt.

In Afrika höre ich aus dieser Bitte die existentiellen Nöte und die Verzweiflung vieler Christen und Christinnen über ihr erbarmungswürdiges Leben heraus. Menschen dort bitten um das Reich Gottes und ersehnen sich in einer besseren Welt unter der Königsherrschaft Gottes ein garantiertes Recht auf Leben. Durch die tägliche Nähe zum Tod haben sie auch eine große Nähe zu dem, was sie unter Reich Gottes verstehen und von ihm erwarten.

Wie sieht es bei uns aus? Was verbinden wir mit dieser Bitte: „Gott, dein Reich komme“? Haben wir wirklich die Sehnsucht nach einer guten Welt, in der die Art, wie Gott ist, sich niederschlägt? Oder ist „Reich Gottes“ für uns etwas Fernes, mit dem wir irgendwann rechnen können, was aber eigentlich für

uns, jetzt in dieser Zeit, noch nicht relevant ist? Ich gestehe, dass ich die Gebetszeilen – und gerade auch diese – oft unbewusst, oberflächlich und automatisch spreche, dass ich nicht weiter darüber nachdenke, was ich gerade bete. Und ich werde hellhörig, wenn ich mit den Existenz bedrohenden Lebenswirklichkeiten von Menschen in Verbindung komme, die daran erinnern, dass es doch noch etwas anderes geben muss, als diese real existierende Welt mit ihren Machtverhältnissen, der Marginalisierung ganzer Völker, die unter der Herrschaft von Menschen und Strukturen leiden.

Reich Gottes, Königsherrschaft Gottes, eine Welt, in der wir erleben können, wie Gott ist, das ist nicht nur etwas Fernes, Zukünftiges, was wir erhoffen und erbitten. Wir können es nicht herbeizwingen, wir können nichts tun, um den Anbruch dieses Reiches zu beschleunigen. Nur Gott selbst kann das herbeiführen, was wir „sein Reich“ nennen. Und es ist näher, als wir oft für möglich halten: Gottes Reich, das scheint bereits heute in unsere Welt.

Seit Jesus mit seinem Leben und mit seinem Wirken unter den Menschen unübersehbare und unüberhörbare Zeichen gesetzt hat, wissen wir, worauf wir hoffen, wie die Königsherrschaft Gottes aussieht. So wie es schon im Ersten Testament bei den Propheten beschrieben wird: „Blinde sehen, Lahme gehen, Gefangene werden frei, Armen wird das Evangelium gepredigt, die gute Botschaft von der Menschenfreundlichkeit Gottes.“ Und Jesus bekräftigt es bei seinem Auftritt in der Synagoge in Nazareth: *Heute* haben sich diese Schriftworte erfüllt.

Jesus verkündet nicht Bedingungen, die wir erfüllen müssen, damit die Königsherrschaft Gottes anbrechen kann, sondern er handelt so, dass in seinem Wirken ein Stück dieses Reiches, das wir erbitten, Wirklichkeit wird. Das sind nicht nur Zeichen, das ist beginnende Verwirklichung des Gottesreiches. Und wir sind berufen, an diesem Gottesreich mit zu bauen und mit zu arbeiten an einer anderen Art von Herrschaft, als

wir sie aus unseren weltlichen Staaten und Reichen kennen. Es ist unser Auftrag, daran mitzuwirken, Strukturen zu verändern, um für Menschen umfassende Lebensmöglichkeiten zu schaffen, um ihnen ihre Würde zu erhalten oder sie ihnen wiederzugeben.

Wir müssen Augen und Ohren offen halten, um Zeichen dieses in unserer Welt schon anfangsweise sichtbar werdenden Reiches Gottes immer wieder zu erkennen. Von dem, wie Gott ist und wie er uns haben will, wird zum Beispiel etwas sichtbar, wenn eine tansanische Frau einen an Aids erkrankten Menschen, der ohne Hoffnung auf Gesundung ist, pflegt und bis zum Tod begleitet. Es wird sichtbar, wenn Konfirmandinnen in Neumünster Sonntag für Sonntag nach dem Gottesdienst selbst gebackenen Kuchen verkaufen, um Kinder im Kongo mit einem täglichen Becher Milch zu versorgen. Wir sehen etwas vom Reich Gottes dort, wo Menschen sich für Heilung und Versöhnung von unmenschlichen Strukturen einsetzen, z. B. wie im Zentrum „Healing of memories“ in Johannesburg.

Wir können etwas vom Reich Gottes entdecken dort, wo Flüchtlinge und Migrantinnen von Menschen in unserem Land ohne Bedenken als ihresgleichen aufgenommen werden und ihnen zum Recht verholfen wird, oder wenn auf den Philippinen Lieder der Hoffnung und des Protestes gegen die unterdrückerischen Auswirkungen der Globalisierung gesungen werden. Schauen wir uns um, es gibt viele solcher Zeichen für Gottes Anwesenheit in dieser Welt, Zeichen dafür, wie Gottes Menschenfreundlichkeit, seine Liebe und Barmherzigkeit sichtbar werden.

Sicher, es sind nur Zeichen einer heute schon hereinbrechenden zukünftigen erlösten Welt, auf die wir zugehen, noch nicht das ganze Reich Gottes, seine ganze Herrlichkeit, auf die wir warten. Es ist aber unsere Aufgabe, daran mitzuwirken, dass wir und viele Menschen schon jetzt etwas von dieser zukünftigen Welt erleben können. Lasst uns miteinander diese

Herausforderungen annehmen, lässt uns Wege des Rechts, der Gerechtigkeit, der Liebe und der Versöhnung gehen, wie Jesus sie vor uns gegangen ist.

Dein Reich komme, Gott. Dein Reich in Klarheit und Frieden, Leben in Wahrheit und Recht. Dein Reich komme, Gott, Dein Reich komme.

Amen.

Abendandacht vor der Generalsynode der VELKD am 15. Oktober 2005 in Klink b. Waren a. d. Müritz.

Dein Wille geschehe

Burckhard Kindler

Johannes Goslar war ja in vielerlei Beziehung ein interessanter Mann. Nicht nur, dass er erst katholischer Priester war und dann evangelischer Pfarrer wurde. Nicht nur, dass er die nach ihm benannte Mission gegründet hat, und ich denke, in unserem Kreis muss ich gar nicht viel dazu erzählen, sondern von ihm werden auch einige Begebenheiten überliefert. Eine dieser Begebenheiten, von ihm erzählt, möchte ich heute weitergeben: Er war im Kurort Marienbad in der Atmosphäre der in Ruhe und Stille mit dem Trinkglas in der Hand dahin schleichenden Kurgäste. Und im Kurhaus fand er ein Album. In diesem Album haben Badekunden dankbar die heilende Wirkung des Wassers angepriesen. Und da las er den letzten Eintrag und der hieß: „Vergnügt kehr ich von Marienbad zurück. Ich fand Gesundheit hier, des Lebens höchstes Glück.“ Das hat Johannes Goslar gereizt.

Ich kann mir das richtig vorstellen, wie es jeden Theologen reizt, das zu kommentieren. Und er hat dann darunter geschrieben: „Das ist des Lebens höchstes Glück noch nicht. Das ist nur halb. Glückselig wäre sonst auch ein gesundes Kalb.“

Beten also, Beten für die äußeren Glücksumstände ist sicher nicht verkehrt. Dafür beten zu dürfen, macht ja das ganze Vaterunser Mut, auch für unsere täglichen Sorgen und Nöte zu bitten. Aber Jesus lehrt uns dort auch zu beten, dass es noch Wichtigeres gibt als Gesundheit. Obwohl sie doch den meisten von uns als besonders wichtig erscheint. „Geheiligt werde dein Name. Dein Reich komme. Dein Wille geschehe, wie im Himmel, so auf Erden.“ Dreimal eine „Dein“-Bitte vor der ersten „Unser“-Bitte: „Unser tägliches Brot“. Und die dritte Bitte, mit der wir es heute zu tun haben, ist sozusagen

die Nahtstelle. Gottes Wille soll vom Himmel auf die Erde kommen. Und diese Nahtstelle hat es einigermaßen in sich. Was ist nämlich, wenn z. B. das Heilwasser nicht zur Gesundheit verhilft? Wenn die Gesundheit nicht wieder hergestellt werden kann? Wenn nur noch wenige Wochen oder Tage des Lebens übrig sind? Oder wenn unser Leben oftmals hierhin und mal dorthin gestoßen wird, ziellos und planlos? Wenn man sich da vorkommen muss, wie eine herum geklickte Konservendose auf der Straße des Lebens? Was ist mit den von uns Menschen selbst verursachten Katastrophen, die Leben kosten? Und was ist mit den Katastrophen, wo Wind und Wellen nicht mehr Küsten- und nicht mehr Schifffahrtsromantik sind? „Dein Wille geschehe auf Erden.“

Viel eher möchten wir dann doch wohl, dass unser Wille wenigstens auf Erden geschieht. Gott scheint eben nicht immer so zu funktionieren, wie ich mir das vorstelle. So als Gebetsautomat, ähnlich einem Getränkeautomaten: Oben stecke ich das Geld rein, drücke meine Wunschtaste, und unten kommt das gewünschte Ergebnis raus. Was aber, wenn nicht? Wenn nicht unten das gewünschte Ergebnis herauskommt? Wenn immer wieder statt des schmackhaften Kaffees zum Beispiel lediglich heißer Wasserdampf kommt. Oder wenn statt des Bieres, hinter dem ich so her bin, lediglich immer wieder Mineralwasser erscheint. Dann ist der Automat für uns unbrauchbar, wenn er uns nicht vorher schon zur Verzweiflung getrieben hat. Und genau so ergeht es dem Gebet. Es wird in unseren Augen unbrauchbar und viele legen es genau deswegen zur Seite.

Wie oft haben aber auch wir als Christinnen und Christen, die es ja nicht einfach zur Seite legen wollen, noch eine Vorstellung von Gott dahinter, als sei er ein unberechenbares Wesen. Wie oft kommt er uns, auch uns, noch vor, als wäre er einer, der es böse mit uns meinen könnte. Wir haben Angst vor seinem Willen, als wenn er uns strafen wollte. Sicher, dass kann er auch. Er kann uns auch stoppen. Er kann uns auch stoppen durch schwere Unglücksfälle. Er kann uns zur

Besinnung rufen. Vieles, was geschieht, ist die Frage Gottes an uns. Aber ist es auch sein Wille? Sein Heilsratsschluss? Sein letztes Ziel mit uns? Sollten wir es nicht doch lieber mit Schiller halten?: „Doch Wille, das ist des Menschen Glück.“ Oder mit dem bekannten Sprichwort „Des Menschen Wille ist sein Himmelreich.“?

Das Auf und Ab des Lebens, einschneidende Erfahrungen mit Leid, mit tiefem Leid, lassen uns vielleicht am Ende nicht mehr nach dem Willen Gottes fragen. Eine Frau, mit der ich neulich ein langes Gespräch hatte, erzählte mir: Es war in Deutschland 1945, irgendwo im Osten; russische Soldaten suchten in einem besetzten Dorf nach Alkohol. Da sie da, wo sie ihn vermuteten, ihn nicht gefunden haben, werden einige Landarbeiter an die Wand gestellt, und der Verwalter will vermitteln. Aber die Besatzer sind so erregt, dass sie ihn zu den anderen stellen. Und im Hintergrund steht dessen Frau, und sie betet: „Dein Wille geschehe.“ Dann fallen Schüsse. Alle sind tot, ihr Mann auch. War das Gottes Wille? Wenn ja, dann ist Gottes Wille launisch und unbestimmt. Eine Schicksalsmacht, die mit uns spielt. Dann ist dieses Gebet völlig sinnlos, denn es führt uns in die grauenvollsten Widersprüche: Dein Wille geschehe! Jesus selbst hat dieses Gebet gesprochen; wir wissen es, im Garten Gethsemane kurz vor seiner Verhaftung. Auch er war Stunden später tot.

Dein Wille geschehe! Eine eigenartige Bitte, vielleicht sogar eine ärgerliche Bitte, wenn man erst einmal anfängt, darüber nachzudenken. Geschieht er denn nicht sowieso, der Wille Gottes? Gilt nicht der Satz: „Alles geschieht durch Gottes Willen“? Und gilt nicht auch umgekehrt: „Nichts was geschieht, geschieht gegen Gottes Willen“? Das in dieser Grundsätzlichkeit und in dieser Allgemeinheit so Richtige, Gott im Einzelfall nichtssagend und darum möglicherweise sogar gottlos, weil gnadenlos, als gäbe es den gnädigen Gott nicht? Aber wo ist er, der gnädige Gott? Hat er sich ins Verborgene zurückgezogen? Man versuche einmal, nur diesen Satz anzuwenden auf ein entsetzliches Unglück: „Alles geschieht durch Gottes Willen.“

Da wirkt er geradezu zynisch. Und wenn wir Seelsorgerinnen und Seelsorger dort nur diesen Satz als Hilfe und nur diesen Satz als Trost parat hätten, wir würden wohl niemandem helfen können und niemanden trösten. Und dann müsste es heißen: „Gott ist eben nicht mehr für uns.“ Nein! Dieser Satz hat nur einen Sinn: Wenn er aus einem großen Vertrauen heraus gesagt werden kann, aus einem großen Vertrauen zu Gott. Wenn aber dieses Vertrauen weggebrochen ist, in Entsetzen und Verzweiflung, dann hilft er gar nichts. Als angeblich objektive Feststellung taugt diese Bitte nichts. Aber, und Gott sei Dank, es gibt ja einen Ort, wo Gottes Wille uneingeschränkt befolgt wird, ich halte es fest: Wie im Himmel. Dass wir noch nicht dort sind, das wissen wir, und das sehen wir sehr deutlich. Aber dass dieser Himmel, Schwestern und Brüder, uns nahe ist, uns ganz nahe kommt, genau das ist das Evangelium von Jesus Christus. Alle Gebote, in denen Gott ja seinen Willen kund getan hat, sind auf dieses Reich ausgerichtet, auf das Leben, auf das kommende Reich. Dein Reich komme, beten wir einen Satz zuvor. Wir leben, wenn wir beten, nicht in einer geschlossenen Welt, sondern der Himmel steht uns offen. Wir beten zu Gott als dem Vater im Himmel.

Dorthin wenden wir uns mit Schmerz und Verzweiflung, wie in unserer Schaffenskraft und in allem Tatendrang. Dieser Bereich, in dem Gottes Wille geschieht, ist das Ziel unseres Lebens. Jesus verkündigte das Reich Gottes, die kommende Gottesherrschaft, die in ihm uns spürbar nahe kommt und in unser Leben hineinwirkt. In Christus dürfen wir die Welt sehen, wie Gott sie sieht. In ihm sind Himmel und Erde nun ganz dicht beieinander. Er ist die Nahtstelle. Auch wenn auf der Erde Gottes Wille oft noch mit Füßen getreten wird. Wir lesen im Neuen Testament, dass wir von diesem Himmel wissen dürfen, in dem dieser Wille Gottes geschieht, und zwar einem Himmel, der nicht fern ist, sondern nahe ist in Jesus Christus und in der ihm gehorchenden und ihm vertrauenden Gemeinde. Dein Wille geschehe! Ist Gottes Wille launische Schicksalsmacht? Mit dem Hinweis auf den offenbarten, den aufgedeckten Willen Gottes, müssen wir diese Frage ganz klar

verneinen. Sein Wille sind seine Gebote, und die gebieten die Erhaltung, die Förderung des Lebens.

Aber trotzdem: Es gibt viele Situationen, die wir auch im Lichte Gottes verstehen möchten, da, wo unserer Aktivität Grenzen gesetzt sind, wo uns Leid begegnet und durch uns auch noch verursacht wird. Wir erleben eben nicht nur den Himmel, Gottes unendliche Welt, sondern auch die harten Grenzen des irdischen Daseins. Aber auch hier wird uns nur scheinbar der Ausblick verbaut. Gott will, dass wir sowohl im Glück wie auch im Unglück allein auf ihn unsere Zuversicht setzen. Auch mir, Bruder Beste, ist dieser Satz aufgefallen, den Luther gesagt hat. Von der Schöpfung über Ostern bis zur Vollendung der Welt erzählt die Bibel nur dieses Eine: Gott setzt sich mit dem Dunkel, Gott setzt sich mit dem Bösen auseinander und er, Er wird am Ende den Sieg behalten. Jeder helle Tag erzählt vom Sieg Gottes über die Finsternis und jeder Sonntag erzählt vom Sieg Gottes über den Tod in der Auferstehung. Und da erfahren wir Gottes Willen noch einmal ganz deutlich. Und wenn wir dann auch bei schlimmen Ereignissen unseres Lebens vom Willen Gottes sprechen, dann doch nur mit diesem Ausblick. Hinter dem Leid steht neues Leben. Hinter der Vernichtung die Auferstehung von den Toten. Nur so dürfen wir in einem passiven Sinne vom Willen Gottes sprechen. Gott hat uns in Jesus Christus den Boden der Hoffnung bereitet, damit wir seinen Willen tun können. Wir bitten in diesem Gebet, dass er auch bei uns geschehe; so lehrt uns Martin Luther im Katechismus. Gottes Wille ist also keine Unmöglichkeit, sondern wird sich gegen allen Widerspruch durchsetzen. Und ich denke, dann heißt diese Bitte für uns: Wir können Gott vertrauen, was auch immer kommen mag: „Dein Wille geschehe, wie im Himmel, so auf Erden.“

Amen.

Abendandacht vor der Generalsynode der VELKD am 16. Oktober 2005 in Klink b. Waren a. d. Müritz

Unser tägliches Brot gib uns heute

Callon Holloway

Wenn ich das richtig recherchiert habe, dann gibt es in Deutschland weltweit die größte Vielfalt von Brotsorten. Die Vorzüge deutschen Brotes sind nicht genug zu loben. Für Christinnen und Christen in aller Welt gilt: Jesus, das Brot des Lebens.

Das Gebet um das tägliche Brot vereint uns mit Jesus. Es verbindet Jesus mit allen Glaubenden. Es verwandelt unsere Weltsicht, unsere Perspektive und verändert unser Verhalten. In dieser Bitte reflektieren wir die lebendige Beziehung zwischen dem Schöpfer und den Geschöpfen, zwischen Christus und den Geretteten sowie zwischen den gerechtfertigten Dienern und dem geheiligten Dienst. Und wir reflektieren unsere Hoffnung und Gottes Versprechen für Veränderungen in der Welt.

Jesus ist das Brot des Lebens, das speist, stärkt und verwandelt. Denn Jesus Christus ist Gottes radikale Veränderung für seine gefallene, dennoch geliebte Welt.

Obwohl das Gebet für das Leben und die Verantwortung der Jünger für die Welt höchst wichtig ist, ist es kein Sakrament, aber es kommt dem sehr nahe: Christus ist in, mit und unter den Elementen des Abendmahles. Der Heilige Geist, ist in und mit denen, die Jesus folgen und geht ihnen voraus. Jesus gibt uns Stärke und Grund, unseren Glauben in dieser Zeit zu leben. Das Gebet gibt uns die Kraft und die Richtung, als gerechtfertigte Menschen zu leben. Brot speist unseren Leib – wie es Gottes gute Absicht für uns ist. Jesus ist Brot für unsere Seelen – wie Gott es versprochen und in der Rettung durch Jesus erfüllt hat. Vielleicht beten wir, dass Gott durch uns wirkt, um in der Welt am Wirken zu sein. Aber wir sollten

auch beten, dass Gott selber fähig macht, Diener, Kirche in dieser Welt zu sein.

Als gespeiste Jünger sind wir gesegnet, damit wir ein Segen in dieser Welt sind: indem wir andere kleiden, speisen, besuchen, ihnen Geborgenheit geben; indem wir Dinge beim Namen nennen, für andere die Stimme erheben und gegen das Böse auftreten; indem wir die Gute Nachricht von Jesus Christus verkündigen und Zeugnis geben; indem wir andere einladen, Jünger von Jesus zu werden.

Als gespeiste Jünger sind wir lebendige Teile des einen Leibes, die in Wort und Tat verkündigen, dass Gottes guter Wille nicht zum Gespött wird, die in Wort und Tat verkündigen, dass den Armen und Hungrigen, die von Gott geliebt sind, das Brot des Himmels und das tägliche Brot nicht vorenthalten wird.

Wir beten für das tägliche Brot.

Brot schmeckt am besten rein, frisch und täglich neu gebacken. Genauso verhält es sich mit dem Gebet.

Gebet schließt immer die anderen mit ein. Genauso teilen wir das Brot am besten mit denen, die hungern.

Es ist Gottes Absicht für seine Kinder, dass sie zu essen haben, gesund, unversehrt und glücklich sind und liebend miteinander umgehen.

Brot ist Nahrung. Brot steht symbolisch für Gottes Absicht für Gerechtigkeit, Frieden, Einheit.

Amen.

Morgenandacht vor der Generalsynode der VELKD am 17. Oktober 2005 in Klink b. Waren a. d. Müritz;

Vergib uns unsere Schuld

Werner Luttermann

Wir hören aus dem Markusevangelium (11,20-25; Einheitsübersetzung):

Als sie am nächsten Morgen an dem Feigenbaum vorbeikamen, sahen sie, dass er bis zu den Wurzeln verdorrt war. Da erinnerte sich Petrus und sagte zu Jesus: Rabbi, sieh doch, der Feigenbaum, den du verflucht hast, ist verdorrt. Jesus sagte zu ihnen: Ihr müsst Glauben an Gott haben! Amen. Das sage ich euch: Wenn jemand zu diesem Berg sagte: Hebe dich empor und stürz dich ins Meer!, und wenn er in seinem Herzen nicht zweifelt, sondern glaubt, dass geschieht, was er sagt, dann wird es geschehen! Darum sage ich euch: Alles, worum ihr betet und bittet – glaubt nur, dass ihr es schon erhalten habt, dann wird es euch zuteil. Und wenn ihr beten wollt und ihr habt einem anderen etwas vorzuwerfen, dann vergebt ihm, damit auch euer Vater im Himmel euch eure Verfehlungen vergibt.“

Liebe Schwestern und Brüder, vielleicht sind Sie erstaunt über den soeben verlesenen Text. Da es ja heute Morgen um die fünfte Bitte des Vaterunsers geht: „Vergib uns unsere Schuld, wie auch wir vergeben unsern Schuldigern.“ Neben dem Text im eigentlichen Gebet des Herrn bei Matthäus und Lukas verweist Jesus des Öfteren auf die fünfte Bitte des Vaterunsers. Im Kern der Aussage dieser Perikope geht es in erster Linie um den Glauben. Bei all den Unsicherheiten und dem Unverständnis der Jünger hebt Jesus an und verweist sie ohne Umschweife auf Glauben und Vertrauen in die Wirkkraft und Wirkmacht Gottes.

Die Jünger – auch Petrus – nehmen diese Aufforderung stillschweigend an oder hin. Weder bei Markus noch bei Matthäus wird von einer Diskussion, von einer Bestätigung oder Ver-

neinung berichtet. Und es ist in der Tat ein harter Brocken für die Jünger, aber auch für uns heute. Wie oft stellt Jesus die Frage: Habt ihr denn kein Vertrauen? Habt ihr keinen Glauben? So fragt er nicht nur die Jünger damals, so fragt er auch uns heute. Es geht also um Glaube und Vertrauen. Der mag ja immer individuell sein, aber jeder Mensch, jedes Individuum wird es schwer haben, allein auch all den Anfechtungen des Glaubens zu widerstehen, geschweige denn, dem Glauben allein und still in seinem Kämmerlein zum Durchbruch zu verhelfen. Und Jesus hat seine Jünger nicht gelehrt zu beten: „mein Vater“, sondern „unser Vater“.

Es geht ihm scheinbar nicht um den je eigenen Menschen in der je eigenen Beziehung zu Gott, jedenfalls an diesen Stellen nicht. Deutlich unterstreicht Jesus den Sozialbezug Gottes. Ich bin zwar ein Kind Gottes, ich bin Sein Kind, aber ich bin es nicht allein. All die Menschen vor mir, hinter mir, neben mir, all die fernen und die nahen, sie sind ebenfalls seine Kinder. Ergo, sind sie meine Schwestern und Brüder, auch die Nichtchristen. Und so beten wir wie die Jünger: „Unser Vater im Himmel.“ Es gibt keine Auserwählten, keine Ausgestoßenen, keine Vernachlässigten. Hier endet der von Menschen gemachte Unsinn eines oder mehrerer auserwählter Völker oder bevorzugter Gruppen. Wir alle sind Kinder, Schwestern und Brüder des einen Vaters im Himmel. Und da wird die fünfte Bitte des Vaterunsers sehr konkret.

Niemand kann von Gott Vergebung der Schuld, der Sünden erwarten, wenn er nicht – und zwar im selben Augenblick, in dem er Gott um Vergebung bittet – auch seiner Schwester, seinem Bruder vergibt. Wie schwer das ist, brauche ich hier wohl niemandem zu sagen. Und doch, jede und jeder von uns tut sich selbst keinen Gefallen in alten Streitereien und oft auch in der Wut und in der Enttäuschung irgendein kleines oder auch mächtiges Feindbild oder konkret einen Feind aufzubauen und mit sich herumzuschleppen. Denn es gilt das alte unumstößliche Wort Gottes aus dem 1. Buch Mose: „Kain, wo ist dein Bruder Abel?“ Und darauf folgend, ein wenig spä-

ter: „Nirgends wirst du Ruhe finden.“ Außerdem: Zur unbedingten Vergebungszusage Gottes die Jesus verkündigt, steht das Wort nur scheinbar im Widerspruch.

Die vertrauensvolle Hinwendung zu Gott im Gebet schließt die Annahme des ebenso unbedingten von Gott geliebten Bruders, der Schwester ein. Wer seinen Mitmenschen nicht verzeiht, versteht die Vergebung der eigenen Schuld als Verdienst und Vorzug und verkennt daher Gott in seiner freien und ungeschuldeten Gnade. Die Bedingung der eigenen Verzeihung gegenüber den Mitmenschen ist identisch mit der Bedingung der eigenen Freiheit und des „ruhigen Gewissens“, der sich Gottes Liebe frei verpflichtet. Wer seinem Bruder, seiner Schwester nicht verzeiht, macht sich selbst unfrei, Gottes Vergebung zu empfangen. Gott kann und wird ihm nicht vergeben, da er nicht gegen seine Liebe, die ungeschuldet vergibt, und gegen die Freiheit des Menschen, die er ohne Verdienst empfängt, handeln kann, und es eben auch nicht tut. Martin Luther bringt es in der Kurzformel auf den Punkt: „Vergib nur du, so ist alles in Ordnung.“

Ich habe ganz persönlich die Erfahrung gemacht, dass es mir sehr hilft, für den Schuldiger oder für den, der mich beleidigt hat, der mir weh getan hat, zu beten. Beim spiritualen Priesterseminar hat mir jemand den Rat gegeben, für einen Menschen, mit dem ich gar nicht so gut klarkam, täglich morgens und abends den aaronitischen Segen herabzurufen. Es hat kein halbes Jahr gedauert, um im Duktus Martin Luthers zu bleiben, da war alles in Ordnung. Wahrscheinlich nicht, weil er sich geändert hat, sondern weil ich mich geändert hatte, mit Gottes Hilfe. Also begeben wir uns in unserer Schwachheit in die gnädigen Hände Gottes und nehmen seinen Segen an, den er für uns und für unsere Schuldiger bereithält.

Amen.

Abendandacht vor der Generalsynode der VELKD am 17. Oktober 2005 in Klink b. Waren a. d. Müritze.

Und führe uns nicht in Versuchung

Henning Schulze-Drude

Schwestern und Brüder, zwei Dinge möchte ich vorweg kurz sagen:

1. Ich stehe mit meinem Dienst in der Jugendarbeit. Daher habe ich Ihnen heute auch eine Andachtsform aus unserer Jugendarbeit mitgebracht und habe passend dazu unser Zeichen, das Kreuz auf der Weltkugel, zu der Kerze gestellt. Diese Form der Andacht steht neben anderen Vorschlägen für die Morgen- und Abendandachten im Liederbuch unserer Evangelischen Jugend Lüchow-Dannenberg. Darin kommt auch ein Vaterunser-Kanon vor, den wir nachher gemeinsam singen werden.

2. Auf Ihren Plätzen finden Sie ein Gebetbuch unserer Evangelischen Jugend in der Evangelisch-lutherischen Landeskirche Hannovers. Das ist bei uns – salopp gesagt – ein Renner. Und es passt so gut zu unserem Thema der General-synode, dass ich es für Sie mitgebracht habe.

Liebe Schwestern und Brüder!

Wir kommen heute Abend zur sechsten Bitte des Vaterunser und somit zu einer Bitte, die sich von den vorangegangenen in einem Punkt unterscheidet. Hier bitten wir zum ersten Mal darum, dass etwas nicht geschehen soll. Während alle anderen Verse sich darauf beziehen, Gott um etwas zu bitten, was er an uns tun möge, so geht es in diesem Vers darum, er möge etwas an uns nicht geschehen lassen, nämlich die Versuchung des Bösen: „Und führe uns nicht in Versuchung.“

Martin Luther unterscheidet in seinem Vaterunser-Lied (EG 344) zwischen Versuchungen der linken und der rechten

Hand. Er meint damit *einerseits* existenzielle Versuchungen, die uns in unserem ganzen Dasein anfechten können – schwere Schicksalsschläge, die uns den Weg zu Gott verstellen, uns an einem gnädigen und gütigen Gott zweifeln lassen können; und *andererseits* solche Versuchungen, die uns scheinbar gut tun – gefüllte Zeit in Gesundheit und vielleicht auch in Wohlstand, die eigene Stellung, die uns leichtfertig werden lässt, indem wir vergessen, auf wen wir hören und wem wir danken sollen und wem wir Rechenschaft abzulegen haben.

Zwei Stichworte fielen mir dabei sofort ein, nämlich: Macht und Ohnmacht. Während ich am letzten Sonntag diese Andacht schrieb, standen wir im Kirchenkreis alle unter dem schrecklich Eindruck, dass einer unserer Brüder aus dem Kirchenkreis, ein Pastor, spurlos verschwand. Er hatte seiner Frau am Mittwoch etwas aufgeschrieben, hatte persönliche Gegenstände abgelegt und war gegangen.

Ich weiß nicht, welche Eindrücke oder welche Mächte diesen Bruder dazu bewogen haben, alles aufzugeben und seinem Leben ein selbst gewähltes Ende zu setzen. Wir alle im Kirchenkreis sind erschüttert darüber, dass wir nichts gemerkt haben, nicht helfen konnten.

Die Zeit bis zu seinem Auffinden sechs Tage später war für uns, wie viel mehr für seine Familie, angefüllt von Ohnmacht und der lähmenden Erkenntnis der Grenzen des eigenen Handelns. Was mag in diesem Bruder vorgegangen sein? Welche Kräfte mögen an ihm gezerzt haben, bis er der Versuchung nachgab, gegen das göttliche Gebot des Lebens an sich selbst zu handeln?

Der Lehrtext für den Tag, an dem unser Bruder ging, lautete: „Führe uns nicht in Versuchung.“

Es gibt andere Beispiele dieser Art von Versuchung: Die Einflüsse von Drogen, Alkohol, Okkultismus, und andere, denen ich, so oder so, ausgeliefert gegenüberstehen kann, die

mich in eine Ohnmacht treiben können, so dass ich ohne die Hilfe Gottes (und von Menschen, die in seinem Namen handeln) irgendwann keine Möglichkeit des selbst bestimmten Handelns mehr habe.

Dem gegenüber steht die Versuchung durch Macht. Denn Menschen, die, auf welche Weise auch immer, mit Macht in Berührung kommen, sind besonders anfällig für die Versuchung. Denn Verantwortung und Entscheiden stehen oft in Irrtum und Schuld. Und wir stehen dabei als Menschen dicht beieinander. Wir sind anfällig dafür, uns in unseren eigenen Grenzen zu überschätzen und die Macht nicht zum Wohle derer einzusetzen, die uns anvertraut sind.

Die Medien sind voll davon, selbst aber auch keine Ausnahme: Ein mächtiger Präsident redet laut davon, dass er allein von Gott den Auftrag hat, das Böse der Welt in Gottes Namen gewaltsam, also auch durch Krieg, zu beenden. Menschen, die an der Spitze der Wirtschaft stehen, scheuen nicht vor Massenentlassungen zurück. Das Wohl der Aktionäre ist wichtiger geworden, als das der ihnen anvertrauten Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, von denen mindestens einhundert weiter beschäftigt werden könnten, wenn sie nur auf einen Teil ihres feudalen Gehalts verzichten würden. Jedes Jahr im November wird bei uns im Wendland ein Castor-Transport mit Macht durchgesetzt. So läuft bei uns in Stellvertretung das ab, was eigentlich auf der politischen Ebene geklärt werden müsste. Es kommt zu Verletzungen der Menschenwürde – auf beiden Seiten –, weil auf dem Rücken von Menschen das staatliche Gewaltmonopol durchgesetzt und gegen Gottes Schöpfung verstoßen wird.

Indem ich diese Bitte „und führe uns nicht in Versuchung“ ausspreche, frage ich mich, ob es denn sein kann, dass Gott selbst uns in die Versuchung führt und an das Böse bindet. Dagegen protestiert nicht nur mein eigenes Bild von einem liebenden und schützenden Gott. Dagegen protestiert auch Jakobus, wenn er schreibt: „Niemand sage, wenn er versucht

wird, dass er von Gott versucht wird. Denn Gott kann nicht versucht werden zum Bösen, und er selbst versucht niemanden“ (Jakobus 1,13).

Und in der Erklärung Martin Luthers zur sechsten Bitte heißt es: „Gott versucht zwar niemand; aber wir bitten in diesem Gebet, dass uns Gott behüte und erhalte, damit uns der Teufel, die Welt und unser Fleisch nicht betrüge und verführe in Missglauben, Verzweiflung und andere große Schande und Laster; und wenn wir damit angefochten wurden, dass wir doch endlich gewinnen und den Sieg behalten.“

Kürzlich habe ich eine Übersetzung aus dem Aramäischen, der Sprache Jesu gelesen, die mir deshalb sehr sympathisch ist. Sie lautet: „Führe uns aus der Versuchung heraus.“

Wie kann ich also aus der Versuchung heraus geführt werden? Und was kann ich selbst dazu beitragen?

Liebe Schwestern und Brüder, mir selbst ist das Gebet an dieser Stelle sehr wichtig. Ich glaube, dass ich im Gebet die Antwort Gottes auf meine menschlichen Fragen finde. Das Gebet ist das Mittel gegen die Versuchung und das Böse. Damit ist das Gebet auch das Geschenk Gottes, mit dem wir überhaupt die Versuchung für uns erkennen und durchschauen können. Wenn wir nicht mehr beten: „Führe uns nicht in Versuchung, sondern erlöse uns von dem Bösen“, dann geben wir auch den wichtigsten Schutz vor der Versuchung und dem Bösen auf. Das geschieht leicht, weil dies schon bei der einfachen Frage beginnt, ob das Beten überhaupt nützt und Sinn habe, gleichsam zu inaktiv wäre, ob nicht das aktive Tun wichtiger und wirksamer sei.

Manchmal ist es nötig, dann die alten und vorgefertigten Gebete zu beten, wenn mir selbst die Worte fehlen, zum Beispiel. Das kann das vorgestern gehörte „Warmbeten“ sein, es kann aber auch noch mehr sein: Die Möglichkeit, Sprachlosigkeit durch die Sprache und Gebete unserer Vorfahren zu

ersetzen und mich damit in ihre Gemeinschaft und in ihre im wahrsten Sinn des Wortes „Für-Bitte“ zu stellen. Ich will aber darüber hinaus auch immer wieder bereit sein, nicht nur zu reden, sondern auch zu hören. Denn wie kann ich hören, was Gott mir sagen will, wenn ich ihm dauernd ins Wort falle?

Ich habe mich sehr gefreut, dass dieser Aspekt der Stille und des Hörens in beiden Referaten vom gestrigen und vom heutigen Tag so sehr betont wurde, weil er auch mir so besonders wichtig ist, in meiner Beziehung zu Gott, in meinem Gebet. Gönnen wir uns also auch immer wieder Zeiten der Stille und des Hörens. Das bewahrt mich zumindest davor, meine Bitten gleich in eine Richtung zu drehen, die ich selbst bestimmen will.

Die Zeiten der Stille (im Gebet oder auch in einer Andacht) sind übrigens auch bei Jugendlichen wieder sehr angesagt. Ich bin erstaunt, wie gut wir auf Jugendfreizeiten schweigen können. Früher habe ich das so nicht erlebt. Vielleicht habe ich mich da auch noch nicht getraut, dazu einzuladen. Vielleicht liegt das aber auch daran, dass auch bei den Jugendlichen die Hektik des Alltags und der Technisierung immer größer wird. Und dass sie es inzwischen viel mehr genießen können, zu schweigen und zu hören.

Und dabei erleben sie, was auch wir hier und in jeder Gemeinde erfahren können: Wir spüren durch die Nähe von Schwestern und Brüdern, dass wir nicht allein sind, auch nicht in Versuchung und Anfechtung. Durch das Gebet und die Gemeinschaft im Heiligen Geist gibt Gott uns die Möglichkeit, immer wieder der Versuchung zu widerstehen.

Amen.

Abendandacht am 18. Oktober 2005 vor der Generalsynode der VELKD in Klink b. Waren a. d. Müritz.

Erlöse uns von dem Bösen

Marc Seiwert

Das Bäumchen, das den Felsen gespalten hat.

Ein Bäumchen, das auf dem Felsen im Dschungel wuchs, bemerkte dass eine wilde Räuberhorde in der Höhle unter seinem Felsen Herberge gefunden hatte. Der Fels beschützte die Unholde wie eine Henne ihre Küken.

Die junge Erle mahnte den Felsen deshalb und sagte, dass es unrecht sei, den Räubern Zuflucht zu geben. Der selbstbewusste Fels hörte aber nicht auf diesen Zuspruch. Und es kam noch viel schlimmer.

Nachts banden die Räuber einen langen Strick an das Bäumchen, um von da aus leichter in die Höhle zu gelangen. Jedes Mal, wenn die Bösewichte den Strick wieder um den noch zarten Stamm wanden, warnte das Bäumchen die Räuber und hielt ihnen ihre Untaten vor. Aber auch hier half eindringliches Zureden nicht; die Herzen der Räuber verhärteten sich noch mehr.

In seiner Not schlug das Bäumchen langsam und mühsam seine Wurzeln tiefer in den Felsen hinein.

Als die räuberischen Gesellen wieder heranschlichen, fanden sie den Felsen auseinandergespalten und zu einem Teil schon herabgestürzt. Das Bäumchen sprach zu den Räubern: „Das Gute zeigt sich auf die Dauer immer stärker als das Böse!“ Die verblüfften Gauner staunten über die Beharrlichkeit und Tapferkeit des Bäumchens, gingen in sich und wollten von jetzt an andere Menschen werden und den Nächsten Gutes erweisen. Sie bemühten sich, vielfach zurückzugeben, was sie einst geraubt hatten.

Es genügt nicht, vor dem Bösen zu warnen, man muss auch mutig gegen das Böse vorgehen und versuchen, den Übeltäter zum Guten anzuregen.

Aus: Das Reb mit dem Rüssel, Legenden, Erzählungen und Gebete aus Indien; Pfeiffer Verlag München 1982

Wie eine Räuberbande schleicht sich die Macht des Bösen in die Realität unseres Lebens. Das Böse: Verbergen sich dahinter der Satan oder ganz einfach unsere Lebenserfahrungen?

Böse sind die Mächtigen, die nur ihren eigenen Gesetzen folgen und ihre Gegner machtlos, unschädlich machen. Böse Menschen nennen wir die, gegen deren Stärke wir ohnmächtig sind, die uns hilflos machen weil sie schneller sind oder „über Leichen gehen“, um ihr Ziel zu erreichen. Böse Krankheiten überfallen uns in der Höhle unserer Selbstsicherheit und liefern uns wehrlos dem Schicksal aus. Böse Triebe drohen uns immer wieder.

Die Bitte gegen das Böse folgt der Bitte gegen die Versuchung. Wird uns nicht zu oft gesagt: Wir sollen kämpfen und uns durchsetzen um auf keinen anderen als uns selbst angewiesen zu sein?

Jesus widersteht der Versuchung des Bösen, der Versuchung, Menschen zu unterwerfen. Er nutzt es nicht aus, Gott gleich zu sein. Er wird ein Mensch unter den Menschen. Er steht in Ohnmacht für die Liebe ein. Er vertraut, dass Gottes Kraft in den Schwachen mächtig ist. Selbst die Felsen der Macht, der Willkür, der Krankheit, des Drangsals, der bösen Triebe können gespalten, ja regelrecht zerbrochen werden, wenn wir darauf vertrauen, dass Gott uns die nötige Kraft gibt, selbst mit dem Bösen fertig zu werden.

Als Kinder Gottes glauben wir fest daran, dass das Gute letztlich über das Böse siegen wird, selbst wenn wir Opfer feind-

licher Mächte werden. Denn die wahre Kraft liegt im Kreuz Jesu Christi. Auch wenn wir uns machtlos dem Bösen ausgeliefert fühlen, können wir darauf vertrauen, dass Gottes Kraft in unserer Schwachheit mächtig ist.

Amen.

Morgenandacht vor der Generalsynode der VELKD am 19. Oktober 2005 in Klink b. Waren a. d. Müritz.

Das Beten – Herzstück der Spiritualität

Entschließung der Generalsynode der Vereinigten
Evangelisch-Lutherischen Kirche Deutschlands

Die Generalsynode der VELKD hat sich im Rahmen ihrer diesjährigen Tagung vom 15. bis 19. Oktober 2005 in Klink an der Müritz mit dem Thema „Spiritualität“ beschäftigt, das auch das Jahresthema des Leitenden Bischofs war. Dabei legte die Generalsynode den Schwerpunkt auf das Thema „Das Beten – Herzstück der Spiritualität“. In Gottesdiensten und Andachten zum Vaterunser, in einem ökumenischen Podiumsgespräch, in Vorträgen und in Gesprächsgruppen sowie durch Stille-Übungen sind wir aufmerksam geworden auf die Vielfalt von alten und neuen Formen des Gebetes und geben unsere Eindrücke und Erfahrungen als Wort an die Gemeinden weiter:

Ermutigung zum Gebet

1. Nach biblischem Zeugnis ist das Gebet Herzstück evangelischer Spiritualität. *Gott* liebt die Menschen und wendet sich ihnen zu. *Menschen*, die sich von Gott geliebt wissen, wollen ihm im Gebet begegnen und ihm antworten.

2. Die Antwort des Menschen hat viele *Formen*: „Wes das Herz voll ist, des geht der Mund über.“ Wer sich von Gott beschenkt weiß, will ihn *loben* und ihm *danken*, sein Glück und seine „Freude wie Vögel an den Himmel werfen“. In Zeiten persönlicher und allgemeiner Not können wir unsere *Klage* vor Gott bringen und rufen: „Mein Gott, warum hast du mich verlassen!“ (Psalm 22,2; Markus 15,34) Im *schweigenden Hören* auf Gottes Wort öffnen wir uns seiner Gegenwart. Mit unseren *Bitten* zeigen wir Gott, dass wir alles von ihm erwarten. In der *Fürbitte* nehmen wir die Verantwortung füreinander wahr.

Für andere zu bitten heißt, „jemandem einen Engel zu senden“ (Martin Luther).

3. Die *Bibel* überliefert uns einen reichen Schatz an Gebeten, die zum Nachbeten einladen und eine Hilfe sind, z. B. das Buch der Psalmen und das Gebet Jesu, das „Vaterunser“ (Matthäus 6,9-13). Das *Gesangbuch* versammelt gesungene Gebete aus alter und neuer Zeit sowie im Anhang Gebete für viele Situationen des Lebens.

4. Das Gebet verbindet den *einzelnen Christen*, die einzelne Christin mit dem dreieinigen Gott, schafft Raum zur Stille, zum Hören und zum Reden und kann zu einer Lebenshaltung werden. Es verbindet aber auch *die christliche Gemeinde* mit Gott und untereinander im gemeinsamen Schweigen, Sprechen und Singen. Dabei ergänzen sich freie und vorformulierte Gebete. Unsere ökumenischen Gäste haben uns ermutigt, Hemmungen gegenüber dem freien Gebet zu überwinden und auch häufiger spontan zu beten. Weil die biblischen Zeugen erfahren haben, wie wichtig das Gebet für das Leben im Glauben ist, erinnern sie uns: „Seid beharrlich im Gebet!“

5. Das Beten will gelernt und geübt werden. Das öffentliche wie das familiäre und persönliche Gebet ist betroffen vom allgemeinen Traditionsabbruch. Menschen aus allen Altersgruppen, sozialen, beruflichen und religiösen Prägungen haben *Schwierigkeiten mit dem Beten*. Die Generalsynode bittet die *Gemeinden*, Raum zum Gebet zu schaffen, zum Beten zu ermutigen und Hilfestellung zum Gebet zu geben.

6. Zentraler Ort des Gebetes ist der *Gottesdienst*. Hier werden die Gebete unserer Väter und Mütter im Glauben und Beten, die vertrauten Worte aus Bibel, Gesangbuch und kirchlicher Tradition gepflegt. Die Gottesdienste geben auch Raum zum eigenen, persönlichen Gebet, zum Beispiel in der Stille, aber auch in der Gebetsgemeinschaft. Wir bitten die Erzieherinnen und Erzieher in den *Kindergärten und Kindertagesstätten*, mit den Kindern zu beten. Für Kinder, die es gewohnt sind, regel-

mäßig zu beten, wird Gott zum vertrauten Begleiter des Lebens. Der *Konfirmandenunterricht* bietet die Chance, Jugendliche mit dem Beten vertraut zu machen und ihnen durch Auswendiglernen, z. B. des Vaterunsers und Psalm 23, eine „eiserne Ration“ für ihren Alltag zu geben. Die Generalsynode ermutigt dazu, in allen *kirchlichen Gruppen* und *Gremien* regelmäßig zu beten. Wir bitten die *Familien* als wichtige Lernorte des Glaubens, die Tradition des Gebetes nicht abreißen zu lassen oder dort, wo sie abgerissen ist, neu zu beleben. Familien, die das Gebet neu einüben möchten, sind für Hilfestellungen in ihren Gemeinden dankbar. In der Erziehung zum Gebet wird das Taufversprechen eingelöst. Eltern, die mit ihren Kindern oder durch ihre Kinder das Gebet neu lernen, werden es als Bereicherung erfahren. Die Generalsynode lädt *jede Christin* und *jeden Christen* ein, das persönliche Gebet als Zeit zum Hören auf Gott und zum Reden mit ihm wieder zu entdecken und zu pflegen. Wo Kirchen geöffnet sind, laden diese zu solchem Gebet ein.

7. Die Verbundenheit der VELKD mit den lutherischen und den weiteren christlichen Kirchen in der *Ökumene*, die diese Generalsynode wieder als große Bereicherung erfahren hat, ist auch eine Einbindung in eine weltweite Gebetsgemeinschaft. Wir erleben die Chance solcher Gebetsökumene besonders durch den Weltgebetstag, zu dem Frauen einladen, und die Gebetswoche für die Einheit der Christen. Andere beten für uns, wir beten für sie. „Denn unermüdlich wie der Schimmer/ des Morgens um die Erde geht,/ist immer ein Gebet und immer/ein Loblied wach, das vor dir steht.“ (EG 266,3)

8. Luther wollte ein Schüler des Katechismus bleiben sein Leben lang – auch ein Schüler des Vaterunsers. Als Betende lernen wir nie aus, sondern sind stets Suchende auf dem Weg zu Gott – freilich solche, die von Gott längst gefunden sind. So dürfen wir darauf vertrauen, dass auch unser Suchen nach dem rechten Reden und dem rechten Schweigen bei Gott geborgen ist, denn „der Geist hilft unserer Schwachheit auf“.

Helfen Gebete?

Hermann Beste

Liebe Gemeinde!

Vor einiger Zeit war in der Schweriner Volkszeitung das Ergebnis einer Umfrage zu lesen. Die Frage lautete: Helfen Gebete? 63 % der Antworten waren positiv, allerdings nur etwa die Hälfte der Befragten gab an, auch diese Möglichkeit des Betens zu nutzen. Erstaunlich ist solch ein Ergebnis für unseren Bereich, auch wenn man sonst Befragungen skeptisch zu sehen gewohnt ist. Was mag die Redakteure veranlasst haben, dies Ergebnis als Meldung weiterzugeben? Sollte es eine Ermutigung zum Gebet sein? So könnte man es sich vorstellen. Also eine Ermutigung von außen, damit die Innenseite des Christseins nicht verkümmert. Und dies gilt gerade heute.

Manchmal denken wir, wie gut hatten es die Menschen doch zu früheren Zeiten. Ihr Weltbild war klar und einfach. Das Dasein Gottes wurde nicht angezweifelt, also das Gegenüber für das Gebet war selbstverständlich da. Doch war es wirklich so? Die Evangelien überliefern uns immer wieder die Bitte der Jünger Jesu: „Herr, lehre uns beten.“ Und der Evangelist Johannes erfüllt diese Bitte der Jünger auf seine Weise. In den Abschiedsreden an die Jünger finden wir den Abschnitt, den wir als Text für diese Predigt hörten. Ein Abschnitt über das Gebet als Grundstruktur christlichen Gottesverständnisses. Auf dem Weg zur vollen Gemeinschaft, auf dem Weg zum erfüllten Leben gilt für die, die mit Jesus leben: Sie können in ihrer Situation der Erhörung ihrer Gebete gewiss sein.

Denn wer betet, hat einen starken Fürsprecher. Er hat einen Helfer, der eine Brücke baut, der die Verbindung schafft. So wird doch eine Brücke gebaut zwischen Menschen, wenn es heißt: „Ich bete für Sie...“ Jesus Christus bringt uns mit sei-

nem Wort und Wirken in die Reichweite Gottes, er bringt in Ordnung, was bei uns nicht geordnet ist. Er schafft Ausgleich. Jesus Christus tritt zwischen mich und meine Welt; er schafft Klärung, dass ich nicht erdrückt werde und mich nicht verliere, mich nicht so in meine Gedanken verliere, dass ich die Welt nicht mehr sehen kann. Jesus Christus tritt zwischen uns und Gott und stellt sich damit in die Mitte. Dies geschieht, wo immer sein Name genannt, von ihm geredet, in seinem Namen gebetet wird.

Als man Jesus Christus beseitigen wollte, wurde er in die Mitte gestellt, sein Kreuz steht in der Mitte. So ist er der Sterbende und Leidende und der Sieger zugleich.

Das Gebet im Namen dieses Siegers bedeutet: Menschen lassen sich hineinziehen in das Christusgeschehen, gehen im Gebet den Christusweg mit, vollziehen ihn mit. Das ist Einsatz des ganzen Glaubens. Beten heißt: offen sein, empfänglich sein, und das in unserer leistungsorientierten Welt. Wer betet, lebt gegen die Herrschaft des alles beherrschenden Wissens, gegen die geglaubte eigene Allmacht.

Wer mit diesem Fürsprecher Jesus Christus betet, sieht die Welt mit anderen Augen, sieht sich in dieser Welt anders, realistisch.

Jesus spricht: „In der Welt habt ihr Angst, aber seid getrost, ich habe die Welt überwunden.“ Eine prophetische Rede Jesu ist dies. Klar und realistisch sagt Jesus es so, wie die Boten Gottes es zu dem Volk Gottes im Alten Bund sagten. Er sagt klar, was ist. Wer in dieser Welt lebt, hat Angst. Gegen diese Angst wird von vielen eine abgeschottete Privatwelt aufgebaut, eine religiöse Traumwelt, eine Scheinwelt. Doch dies hilft nicht. Ist es nicht so: Je besser man informiert ist über das Geschehen in dieser Welt, je mehr man miterlebt, desto tiefer wird die Enge und die in dieser Enge erlebte Angst? Wir wissen: Es gibt Ängste, die lassen sich mit dem Verstand aushalten, gegen die lässt sich angehen durch Klären und Ordnen.

Doch es gibt eine Enge, die lässt sich durch Aufklären nicht heilen. Gehört nicht zu dieser Angst das Erleben, wie die Autonomie des Menschen, das Behaupten des Ichs gemeinsames Leben in Frage stellt, ja unmöglich macht? Nicht nur das technische Können, dessen Anwendung unter der Devise geschieht: „Alles ist erlaubt.“, bringt Angst. Wie kann man das den Menschen Mögliche gebrauchen und anwenden, ohne dass es heilsame Ordnungen gibt, ethische Normen? Und dann treibt manche in die Enge, was Martin Luther zweifelnd an Gott erlebt und verstanden hat: Wo ist Gott, der den Menschen hilft, sie rettet, sie bewahrt?

Das Gebet im Namen dessen, der sagt: „Ich habe die Welt überwunden“ bringt dies alles vor Gott. Wenn andere es nicht tun, dann tun wir es. Das ist unsere besondere Verantwortung. Es ist ein Gebet für Menschen in Angst; manchmal ist es auch ein Gebet gegen sie, gegen diese Menschen in ihrem Wahn des alles Machbaren, in dem Wahn des Machtmissbrauches.

Beten für andere ist nicht Beifall spenden, aber Beten ist Segen schaffen.

So wird die Innenseite des Christseins – das Gebet – stark, lebendig und gefüllt, so dass die Außenseite nicht blass bleiben kann. Da wird der Glanz vollkommener Freude – „Bittet, so werdet ihr nehmen, dass eure Freude vollkommen sei“ – in diese Welt leuchten.

Predigt in der Kirche St. Georgen in Waren a. d. Müritz am 16. Oktober 2005 anlässlich der Generalsynode der VELKD.

Herausgeber, Autorinnen und Autoren

Behnken, Heinz, Pastor, Dipl. TZI-Gruppenleiter, Kontemplationsbegleiter, Via Cordis – Haus für Stille und Begegnung, Wennigsen bei Hannover.

Behnken, Marianne, Dipl. Ehe- und Lebensberaterin, Stimm-, Atem- und Sprechlehrerin, Kontemplationsbegleiterin, Via Cordis – Haus für Stille und Begegnung, Wennigsen bei Hannover.

Beste, Hermann, Landesbischof der Evangelisch-Lutherischen Landeskirche Mecklenburgs, Stellvertreter des Leitenden Bischofs der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche Deutschlands (VELKD), Schwerin.

Dennerlein, Norbert, Dr. theol., Oberkirchenrat, Referent für Gemeindepädagogik im Lutherischen Kirchenamt der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche Deutschlands (VELKD), Hannover.

Hahn, Udo, Oberkirchenrat, Publizistik-Referent der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD) und Pressesprecher der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche Deutschlands (VELKD), Hannover.

Holloway, Collon, Bischof, Evangelisch-Lutherische Kirche in Amerika, Southern Ohio Synod, Columbus/Ohio.

Kindler, Burckhard, Pastor der Evangelisch-lutherischen Landeskirche Hannovers, Hannover.

Luttermann, Werner, Generalvikar, Katholisches Bistum der Altkatholiken in Deutschland, Bonn.

Morgenroth, Ilse, Beauftragte des Kirchenkreises Neumünster für Weltmission und kirchlichen Weltendienst, Neumünster.

Schulze-Drude, Henning, Dipl. Rel.-Päd., Kreisjugendwart, Dannenberg.

Seiwert, Marc, Geistlicher Inspektor in der Kirche Augsburgischen Bekenntnisses von Elsass und Lothringen, Straßburg.

Siegert, Karl-Matthias, Dr. theol., Landessuperintendent des Kirchenkreises Wismar der Evangelisch-Lutherischen Landeskirche Mecklenburgs, Wismar.

Steffensky, Fulbert, Dr. theol., Professor für Religionspädagogik am Fachbereich Erziehungswissenschaft der Universität Hamburg.

Veldtrup, Dirk, Richter am Amtsgericht, Präsident der Generalsynode der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche Deutschlands (VELKD), Hannover.